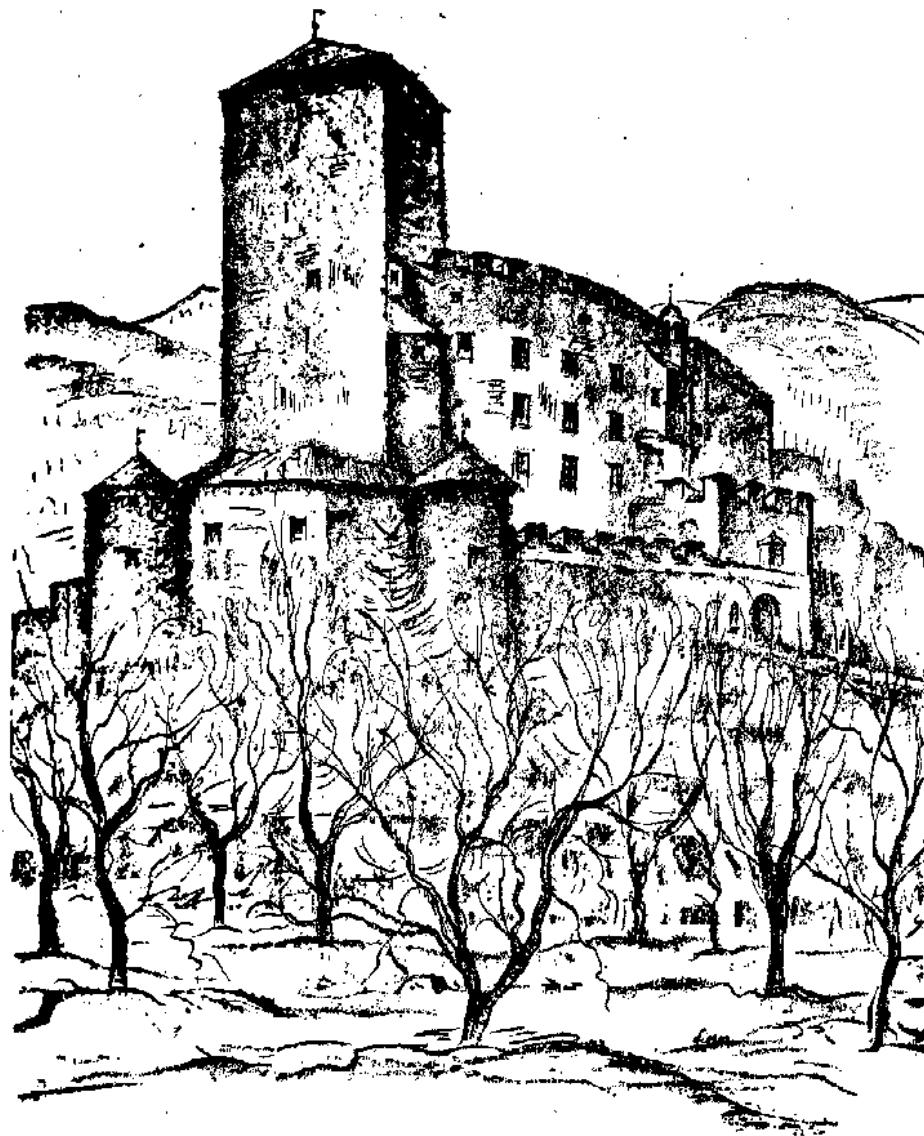


Östlicher Heimatblätter



3. Jahrgang 1926.

September, Folge 9.

Redaktion: Dr. Franz Winkler, Wien,
Ottakr., Postfach 22. Alle redak-
torischen Beiträge und Aufträge wollen dorthin
gerichtet werden.

Verwaltung: Alle geschäftlichen Zuschrif-
ten und Sendungen, wie
Korrekturen, Adressänderungen und Geldsen-
dungen bitten wir zu senden an die Verwaltung der
„Wiener Nachrichten“, Wien, Postfach 22.

Bezugspreise: Jahresabonnement (12
Nummern) einschließlich
Versicherung und Verpackung, jedoch ohne „Wiener
Nachrichten“ 7 Schilling, mit denselben 7 Schilling
20 Groschen. Für das Ausland die doppelte Gebühr.
Einzelnummer 10 Groschen. Zur Beachtung. In Öst-
erreich können die „Ottakr. Heimatblätter“ nur mit
den „Wiener Nachrichten“ bezogen werden.
Anzeigen haben in den „Ottakr. Heimatblättern“ Erfolg.

Zeiger:

Die Pfarrkirche in Windisch-Matrei. Von Koop. Karl Maister, Anras.

Was wir von den Leisacher Blocken wissen und nicht wissen. II. Die neuen Leisacher Blocken.
Von Josef Kupler, Leisach.

Comodurg. Von Dr. Kamilla Trotter, Innsbruck.

Aus dem Sprachsleben des Volkes. Von E. Angerle.

Dillgrater Stücklein. 10. Hahaha. Von E. Angerle.

Defereggergebirge oder Dillgratergebirge?

Tiroler Bauern-Sparkasse, Zahlstelle Lienz,

(Bauernheim)

Ist pupillarischer wie alle anderen Sparkassen und daher für alle Einlagen
insbesondere zur Veranlagung von Münzel-Geldern und Rantionen bestens
geeignet. Sie besorgt auch alle sonstigen Sparkassen-Geschäfte.

Tiroler Genossenschafts-Verband reg. G. m. b. H. **Innsbruck**
Niederlassung Lienz, (Bauernheim)

übernimmt von jedermann Einlagen auf Sparbücher und in laufender Rechnung
zur bestmöglichen Verzinsung (bei gebundenen Einlagen je nach Größe und Erlags-
dauer besondere Sätze), besorgt die Einlösung von Zinsscheinen (Kupons) und
verlosten Wertpapieren, die Einziehung (Inkasso) von Wechseln, Schecks,
Anweisungen u. dgl.

Überprüft verlosbare Werte nach den Ziehungen, kauft und verkauft ausländi-
sches Papier- und Hart-Geld, sowie in- und ausländische Wertpapiere, besorgt
Erneuerungsscheine und neue Zinsscheinebogen.

Übernimmt Wertpapiere, Dokumente, Schmuck und sonstige Wertgegenstände in
Verwahrung und Verwaltung. Vermietet Schrankfächer in Stahlpanzerkästen
gegen mäßige Gebühren.

Die Agrarbank für die Alpenländer

unterhält in Lienz (Bauernheim) eine Zahlstelle, welche sämtliche
Bankgeschäfte besorgt.

Osttiroler Heimatblätter

Beilage der „Lienzener Nachrichten“. Monatschrift für Heimatkunde in Osttirol.

3. Jahrgang

September 1926

Seite 9

Die Pfarrkirche in Windisch-Matrei.

Von Koop. Karl Malzer, Unras.

I. Die alte Kirche.

W. Matrei gehört mit Lienz, Dölsach, Afling, Birgen und Kols zu den ältesten und (bis ins 19. Jahrhundert herauf) einzigen Pfarreien des salzburgischen Teiles von Osttirol: ein plebanus — Leutpriester — Heinrich von Materale erscheint um 1170 als Zeuge. Das Doppelchor der St. Niklaskirche dürfte uns eben dieser Zeit stammen und das Volk erblickt heute noch in dieser Kirche die alte Pfarrkirche von W. Matrei. Alle alten Ablafsbriefe, so der älteste vom Erzmähten (Erzbischof) Vladizlaus 1267 zu Friesach gegebene, sprechen jedoch stets nur von der St. Alban's-pfarrkirche. Es wird wohl zweifellos sein, daß die älteste Pfarrkirche an derselben Stelle stand, wo die heutige steht, und auch demselben Schutzheiligen, dem Priesterermartyrer Albanus geweiht war.*) Das schließt natürlich nicht aus, daß die St. Nikolaskirche vor einer eigentlichen Pfarrkirche gestanden haben kann; dies ist sogar sehr wahrscheinlich, weil nach der Erbauung einer Pfarrkirche am Ort, wo sie heute steht, kaum mehr eine so große und so zierliche Kirche, wie St. Nikolaus ist, auf dem abgelegenen Nikloberge „echel Wassers“ erbaut worden wäre.

*) Der als Kirchen- und Gemeindepatron (denn die Gemeinde führt einen mit einer römischen Toga bekleideten, seinen Kopf auf einem Buch in der Hand tragenden Mann im Wappen) in Betracht kommende Albanus ist jener Heilige der Mainzer Kirche, dessen Martertod und Verehrung das Martyrologium des Abbanus Maurus bezeugt. Alban scheint ein Grieche gewesen zu sein; er kam nach Mailand und lernte dort Ambrosius kennen, der ihn antrieb, gegen die gallischen Arianer zu predigen (dieser Umstand gab wohl Anlaß dazu, unseren Albanus mit dem großen Kirchenlehrer Athanasius, dem gewaltigsten Bekämpfer des Arianismus, zu verwechseln); seine beiden Weggenossen waren Theonest und Ursus, von welchen letzterer unterwegs nach Gallien starb; Alban erlitt den Martertod in der Stadt Mainz, wo er auch begraben wurde; sein Tod fällt in das Jahr 403 oder 406. Abgebildet wird der Heilige als Priester, der in der Hand, auf der das Evangelienbuch liegt, sein eigenes Haupt trägt. — Diese Mitteilung verdanke ich P. Dionys O. F. M., welcher dieselbe aus Degels und Stadlers ikonographischen Werken schöpfte.

Da die frühe Besiedlung der Gegend um Birgen durch die Ausgrabung der vorgeschichtlichen Gräber „am Berg“ oberhalb Welzetalch (nach Prof. Dr. Wieser ca. 1000 - 500 v. Chr.), durch Funde von Skeletten aus der Zeit der Völkerwanderung (ebenfalls nach Prof. Dr. Wieser) im Friedhof von Obermauern und durch mehrfache Funde römischer Münzen bewiesen ist und auf den schon in früherer Zeit betriebenen ertragreichen Bergbau namentlich am Glaurol (Mullig) zurückgeführt wird, und da die Alten ihre Straßen so trassierten, daß sie von den reißenden Talgewässern möglichst wenig zu fürchten hatten, klingt die Annahme nicht unwahrscheinlich, daß in frühester Zeit der Weg nach Birgen über den Nikloberg führte, daß auf diesem uralte Siedlungen waren und daß dort auch eine heidnische Kultstätte sich befand, die durch ein christliches Gotteshaus in frühester christlicher Zeit verdrängt ward. Niklo wird wohl die erste Kirche im Pfarrensprengel sein, aber dessen Pfarrkirche war sie nie.

Von der ältesten Pfarrkirche zum hl. Alban wissen wir nur, daß sie 1326 oder etwas davor durch Brand zerstört worden; denn am 26. September d. J. gewährte der Salzburger Erzbischof Friedrich einen Ablaf von 40 Tagen allen jenen, welche zum Aufbau der zerstörten Kirche (ad fabricam ecclesie quae per ignis voragine est destructa) einen Beitrag leisten. Die wiederaufgebaute Kirche wurde am Samstag vor dem dritten Adventsonntag 1335 mit Erlaubnis des Erzbischofs von Petrus, Eppus Fernensis, eingeweiht, zugleich nahm er auch die Weihe dreier Altäre, St. Michel, hl. Kreuz, St. Petrus, vor. Von der ältesten abgebrannten Kirche dürfte ein Stück — das Langhaus der späteren gotischen Kirche — in den Neubau einbezogen worden sein, denn die Untersuchung durch Sachverständige während der Verhandlungen über den Neubau 1759—68 ergaben, daß eine breite und gefährliche Kluft zwischen dem älteren Langhaus und dem später hinzugebauten Presbyterium kasse. Zwei Grundrisse der alten Kirche sind noch (im Consisto-

rialarchiv in Trien) erhalten, der eine stammt vom Salzburger hochfürstlichen und burgerlichen Maurermeister Jakob Vogensberger (1759), der andere vom hochfürstlich salzburgischen Bauverwalter Wolfgang Hagenauer (1768); die beiden Pläne stimmen in ihren Maßen zwar nicht genau überein, doch liefern sie von der Kirche ein ungefähres Bild, das durch Bemerkungen in den Visitationsprotokollen, Akten und Kirchenkalendern ergänzt wird: an den quadratischen Turm (8,80 Meter im Geviert) schließt sich gegen Süd-Süd-Ost das ca. 19 Meter lange und etwa 12 Meter breite Langhaus mit 5 Gewölbejochen und daran, um 5 Stufen erhöht, das 14 Meter lange, ungefähr 8 Meter breite Chorum mit 4 Gewölbejochen.***) An das Chorum war auf der Epistelseite die Sakristei angebaut, auf der Evangelienseite die nur durch ein Fenster erleuchtete, durch eine Stiege von außen und eine ebensolche vom Altarraum der Kirche aus zu erreichende St. Ursulakapelle; eine zweite Kapelle, die Crypta oder Totenkapelle, schmiegte sich, anschließend an die Ursulakapelle, an die vordere Hälfte des Langhauses (gegen den Klauserbüchsi). Ueber dem Haupteingang, der wie heute durch den Turm führte, war eine gemauerte Empore; für die Orgel war 1663 eine eigene Empore in der Mitte der Langschiffswand (Evangelienseite) errichtet worden.

In der Kirche standen folgende Altäre: der Hochaltar, dem hl. Alban geweiht; ihn hatte Erzbischof Paris Graf Lodron († 1653) auf seine eigenen Kosten errichten lassen, als er noch Dompropst und als solcher Inhaber der Herrschaft W. Matrei war (1616/20); vom visitierenden Erzpriester wird er 1676 als pulcherrimus — wunderschön bezeichnet. An der Evangelienseite des Presbyteriums stand der hl. Kreuz-Altar; vor ihm, inmitten des Chores, sollte laut testamentarischer Bestimmung der Leichnam des Pfarrers Johann Fercher begraben werden, „alda soll er ruhen, ruhen und warten auf die Bußan des hl. Erzengels Michael, die da rufen wird: surgite mortui ad iudicium Dei (steht auf, ihr Toten, zum Gerichte Gottes)!“ Dort also lag der schöne Grabstein aus rötlichem Marmor, der heute in der Friedhofsmauer neben dem oberen Eingang eingemauert ist, und den alten Pfarrherrn, der die Seelsorge in W. Matrei von 1558 bis zu seinem Tode am 2. Februar 1605 versah, in der Kleidung eines Inmichner Kanonikus darstellt. An den dem Langhaus zugekehrten Seiten des Triumphbogens standen der U. L. Frauen-Altar (Evangelienseite) und der Apostelaltar (wohl der 1334 erwähnte St. Peters-Altar); letzterer, den das Visitationsprotokoll von 1676 neu und schön nennt, war wohl jener Altar, den die Brüder

Nicht Michperger, Handelsmann in Venedig, Melchior, Handelsmann in Bozen und Morig, Burger und Gastgeb zu W. Matrei halten errichten lassen und für welchen Michl nachträglich die Stiftung machte, daß alle Samstage und an den Vorabenden der 4 hohen U. Frauenfeste nach gehaltener Vesper (in der Fastenzeit nach der Complet) „die Letanen von U. L. Frauen von Laureto neben Schlagung der Orgel figurativer gesungen werden solle“, wofür der Pfarrer aus den Erträgen des Stiftungskapitals von 200 fl. drei Gulden, ebensoviel der Organist und die Figurensänger und auch der Blasbalzzieher 24 kr. jährlich erhalten sollten. Auf der rückwärtigen Empore war der St. Silvesteraltar, der mit dem im Ablassbrief von 1334, in den Visitationsprotokollen von 1609 und 1614 und im ältesten, aus dem 16. Jahrhundert stammenden Kirchenkalender genannten St. Michaelsaltar identisch sein muß; in den Kapellen stand der Ursula-Altar und der der Heiligen Anna und Leonhard, um dessen Errichtung in der Totenkapelle sich der burgerliche Handelsmann Leonhard Rautter in den Jahren 1715 bis 1717 bemüht hat. Außerdem hatte sich um dieselbe Zeit die Pflegerfamilie der Lasser um die Erlaubnis beworben, ihr Epitaphium — Grabmal, das heute nicht mehr vorhanden ist — zu einem Altar umzubauen, an welchem auch Messe gelesen werden könnte. Die Erlaubnis hiezu wurde zwar 1717 erteilt, doch spricht nicht die leiseste Andeutung dafür, daß sie benutzt worden wäre. (Uebrigens unterliegt die Bestimmung des Standortes der einzelnen Altäre schreibbar unüberwindlichen Schwierigkeiten, da nicht einmal die Zahl derselben genau festgestellt: beide Grundrisse der alten Kirche weisen nur 6 Altäre auf, das Visitationsprotokoll von 1740 spricht von 5 konsekrierten und 2 nichtkonsekrierten Altären und tatsächlich werden in den Akten etc. 8 Altäre mit ihren Heiligen genannt, ohne daß das Lasserische Epitaph einbezogen wäre.) Jeder einzelne Altar hatte seine besondere Bestimmung, es war damals nicht wie heute, wo der Hauptgottesdienst fast stets auf dem Hochaltar gefeiert wird; damals hatte jeder Altar sein besonderes Weibfest, außerdem wurde zum Beispiel auf dem U. L. Frauen-Altar an allen Maienfesten der Hauptgottesdienst und zu Weihnachten das Hirtenamt gehalten; die von der Burgerschaft verlobten Quattember-Nemter wurden am hl. Kreuz-Altar gesungen; die Bruderschaft oder Zunft der Weber hatte ihre quattemberlichen Samstagsämter auf dem St. Michaels- (Silvester?) Altar; in der Ursulakapelle, wo auch ein „Singerstuhl“ war, wurde an den Festtagen heiliger Jungfrauen wie Ursula, Katharina, Margaretha und der 11.000 Jungfrauen, ferner am Martini- und Magdalenenstag Gottesdienst gehalten; an allen diesen Tagen wurden auf dem Hochaltar nur stille Messen gelesen.

Die alte Kirche muß sehr finster gewesen sein, denn an der ganzen Klausbüchsi, die ja durch die beiden Kapellen verbaut war, hatte sie nicht ein einziges Fenster, das Presbyterium hatte wohl deren 6, die Friedhofseite des Langhauses aber wie-

**) Zum Vergleiche sollen die Maße der heutigen Kirche mitgeteilt sein:

Länge vom Hauptportal bis zur Apsismauer:	50,65 m;
„ „ „ zu den Speisestufen:	41,20 m;
„ „ „ Kanzelstufen:	28,80 m;
Breite des Presbyteriums:	9,50 m;
„ Kreuzarmes:	18,25 m;
„ Schiffes (ohne Galerte):	9,18 m.

derum nur 3 Fenster (laut Plan); und dennoch sagt der Visitationsbericht 1676: Die Kirche sei groß, schön und hell (lucida!).

Von Umbauten oder größeren Restaurierungen melden die Kirchenrechnungen (seit dem Ende des 15. Jahrhunderts) nicht Besonderes, nur daß 1536 Meister Balthasar, Maurer an der Weil (von Kötschach) berufen wurde, der mit seinem Sohn 30 Tage hier arbeitete; allein die „Extra-Ausgaben“ beschränken sich auf Zimmerleute und Maurer, Schindeln und Kalk und lassen somit nur auf eine gründliche Reparierung des Daches und damit zusammenhängende Arbeiten schließen. 1618 wurde das Gewölbe zum Teil erneuert, das Chor neu ausgemalt, Stühle für die Offiziere (Pflegergerichts- und Marktbeamten), Bürger und Singer aufgestellt und ein Tabernakel an Stelle des bisherigen Sakramentshäuschens (einer mit einem Eisengitter verschließbaren Mauernische an der Evangelienseite des Presbyteriums als Aufbewahrungsart für das Allerheiligste) angeschafft.

Ueber Malereien, welche die alte Kirche schmückten, hören wir nicht viel: 1558 wurden einem Maler von Lienz 23 fl. bezahlt „für das Gemäl auf dem Chor ob der Capellentür“; 1573 hat ein Maler „das Gemäl der hl. drei Königen“ gebessert; kleinere Zahlungen wurden geleistet an die Maler Blasius Huthaler (zwischen 1609 und 1620), Erasmus (1621), Josef Kammerlander (1664), N. Pichler zu Traburg (1747), Christian Moschauer zu Lienz und seine zwei Söhne (1748) und Thoman Baltiner (1748).

Was an Bildhauerarbeiten bei Johann Paterer für die Pfarrkirche bestellt wurde, ist in diesen Blättern 1924, Nr. 7, und 1925, Nr. 1, aufgezählt worden.

Die Daniel Herzische Orgel aus dem Jahre 1663 (Östtiroler Heimatblätter 1924, Nr. 14), wurde 1753 durch den Salzburger Hoforgelmacher Roschus Egerdacher einer dem Preise (329 fl.) nach gründlichen Reparatur unterzogen; jedoch mußte sie schon 1761 durch Josef und Koloman Haas aufs Neue gepuzt werden. Ueber sonstige Kirchenschätze unterrichtet das Inventar von 1660, demzufolge besaß die Kirche z. B. an Statuen und „ledigen“ Bildern: „2 Helffenpeinene Trüchelen mit Heilthumb (Reliquien); ein silberne mit schwarzem Holz eingefasste Bildnis der Kestend Christi (Auferstehung) mit Gott Vater; ein schwarzes Altar, darin Mariae Bildnis in einen prau kapfel sambt Heilthumb; 1 Franciszen Bildnis; zwei ledige gemalene Tafeln Christi am Oesperg; Palmesel; hölzene Bildnis des erstandenen sieghafften Christi; zwo Engel mit in der Hand habenden Marter (werkzeugen) Christi; 2 von Holz geschnitne Engl; ein hilyenes Tafeln zum Sambeln, darauf St. Albans Bildnis in Holz geschnitten; ein hilyenes u. mit Farben gefashtes Mariae Bildt mit ihrea Jesuskindlein auf dem Arm bei dero Altar schwebendt (das ist jenes nach damaligem Brauch frei im Triumphbogen hängende Bild, das der Erzpriester 1876 äußerst schön findet und vor welchem an Samstagen, Sonn- und

Feiertagen ein Licht brannte).“ Eine Weihnachtskrippe besaß die Kirche schon vor 1660 (1758 wurde von Kaspar Bagger „ein fast neues Kripl“ um 25 fl. gekauft), ein hl. Grab ist schon früher nachweisbar, denn 1642 trägt die St. Mikloikirche 1 fl. 30 kr. zur Erhaltung des hl. Grabes in der Pfarrkirche bei.

II. Verhandlungen wegen Neubau der Pfarrkirche.

Sie beginnen am 23. Sept. 1757 mit einer Vorstellung, die Pfarrer und Pfleger gemeinsam an das Consistorium richteten; im Mai des folgenden Jahres wurde gelegentlich einer Visitation angeordnet, daß mit dem tirolischen Maurermeister Klugeren, der nun bald in Lauffen einen Bau beenden würde, ins Einvernehmen zu treten sei. Als trotzdem nichts geschah, beschwerten sich Pfarrer und Pfleger im März 1759, daß die Sache der „notwendigen Reparier- respective Erweiterung des daselbstigen Pfarrgotteshauses“ absichtlich verschleppt zu werden scheine. Der Dekan, dem diese Beschwerdeschrift zur Aeußerung vorgelegt wurde, gibt zwar die Notwendigkeit der Erweiterung zu, denn die Kirche zeige eine starke Spaltung oder Deffnung; sie sei auch für eine so zahlreiche Pfarrmenge viel zu klein, beide Geschlechter seien untereinander vermischt, so daß „viel Unfirm, ja Unglück“ daraus entstehen könne; er bittet um Abfindung eines Zimmermeisters von Salzburg, der den Augenschein nehmen sollte, bittet aber auch darum, daß Pfarrer und Pfleger „ihres unverschämten Schreibens wegen“ ein Verweis erteilt würde. Der erbetene Sachverständige Jakob Bogensberger kam vom obersten Baukommissär Elias v. Berger gestundet und legte auch Risse und Ueberschlag (Kostenvoranschlag) auf 12.221 fl. lautend, vor; nun begannen über die heiklen Verhandlungen über die Aufbringung der Kosten. Pfarrer Endsinger schlägt vor, bei reich fundierten milden Orten das erforderliche Baukapital zu 4 Prozent aufzuleihen; sein Plan scheint aber nicht die Billigung des Konstitors erhalten zu haben, denn bis Oktober 1761 herrscht Stillschweigen über den geplanten Umbau.

Inzwischen hatte man sich in W. Matrie vom Plan des Umbaues der Kirche zu dem eines völligen Neubaus — bei Stehenlassung des Turmes — durchgerungen. Am 10. Okt. 1761 legt Josef Adam v. Mülkh, k. k. Kammermaler in Tyrol, der damals gerade an der Ausmalung der Sillianer Pfarrkirche arbeitete (auch die Malereien im Chor der Pfarrkirche in Lienz stammen von ihm), einen Bau-Ueberschlag und -Plan vor: die alte Kirche wird abgetragen, die neue mit Benützung eines Teiles vom Friedhof in Form eines Kleeblattes mit 2 Seiten- und einer großen Kapelle errichtet, das Langhaus, das bis an den Turm reicht, schließt mit einem eingerungenen Orgelchor, projektierte Länge 35, Breite 13 Meter: „dieses Gebäu mißt archidertourmäßig, das ganze Vor- und Hintergewölb mit Malleren von eigen auffinnend u. dortselbst be-

liebig angehenden historischen Gusto, wie mit weniger von Gips oder Bembel furnierten Stocador-Fierlichkeit, auch gut vergolte Musoique Arbeit, verfertigt sein.“ Ueber den an die „große Kapelle“ beiderseits angebauten Sakristeien waren 2 Oratorien vorgesehen, „damit andurch in die Kirchen noch mehr Volk entriren könne.“ Die Kosten der Ausführung dieses Planes einschließlich 5 Altarblätter, Kanzel, Fenster, Gitter und Stiegen, aber ohne Kalk, Stein, Holz und Schindeln hatte Mölk mit 13.000 fl. angeschlagen. Die geistliche und weltliche Ortsobrigkeit empfahl die Annahme dieses Planes gar sehr, „weil man mit leicht einen solchen Herrn überkommen kann, der in Paumerk u. Malieren so gut erfahren ist, wie eben dieser Herr von Mölk, zu geschweigen, daß er sowohl in Tyrol als Kärnten schon mehr dergleichen Kirchengebäude unter sich gehabt u. von beiden Orten ein besonderes Lob davon getragen.“ Das Konsistorium ging aber auf diesen Plan nicht ein und betonte, daß es sich mit Mölk „gar in nichts eingelassen“ und erteilte dem salzb. Bauperwaller W. Hagenauer den Auftrag, sich zur Besichtigung an Ort und Stelle nach W. Matrei zu begeben. Hagenauer, entsprach der Weisung und stellte in seinem Bericht 15 Klüfte im Gemölbe fest, von welchen eine besonders gefährliche vor zwei Jahren zwar ausgebessert, seither aber leider „entzwei gangen“ sei. An den Schwierigkeiten, welche die Geldfrage verursachte, scheiterten auch diesmal wieder die Bemühungen der Matreier um eine neue Kirche, darauffhin tritt wieder Schweigen ein, bis am 9. Dezember 1768 ein Bericht des Erzpriesters die Frage wieder ins Rollen brachte und die An gelegenheit einer endgültigen Lösung entgegenführte. Die Kirche sei, so schreibt er ans Konsistorium, viel zu klein, so daß die Leute bei der Wandlung nicht niederknien könnten „vor Bülle und Gedränge; außerdem ist dies ein sehr dunkler Tempel und vorwärts auf dem Chor um 5 Stupfl höher, hinterwärts aber sehr nieder“, so daß die Leute nie nach vorne sehen können; er empfiehlt als Baumeister den Johann Hueber, der die Kirche in Hopfgarten (im Brizental) gebaut hatte. Ein Baufähigkeitsbesund, den der Erzpriester in Begnauert der Ortsobrigkeiten und Sachverständigen im März 1769 aufnahm, schließt in dem Sinne, daß kein Grund zu einem Neubau vorhanden wäre, wenn das Gotteshaus so groß wäre, wie stark es gebaut ist.

Als zu Beginn des Jahres 1769 Abraham Virgil Eder, ein sehr energischer, gar nicht furchtsamer Mann, als Pfarrer in W. Matrei installiert worden war, kam mehr Schwung in die Angelegenheit des Kirchenbaues; einem Schreiben an den Erzpriester, in welchem er um tatkräftiges Interesse in der Kirchenbaufrage bittet, fügt er einen Anschluß bei, in welchem er zur Bekräftigung seiner Bitte folgendes mitteilt: „Just den Augenblick kommt Mathias Madersperger, meldend, daß seine Frau im Kindbett gestorben. Sie habe sich in ihrer dreimaligen Schwangerschaft jederzeit über das beklagt, daß sie in der Kirche keinen Stuhl gehabt und unter dem Gedräng die ganze oft lange Gottesdienstzeit habe

stehen müssen. Es sind auch früher schon drei dergleichen Personen in dem Kindbett verunglückt worden aus der gleichen Ursache.“

Dem fortwährenden Drängen der Ortsobrigkeiten konnte nun das Konsistorium endlich doch nicht mehr wirksam widerstehen, zumal sich infolge der 12 Jahre hindurch geübten äußersten Sparsamkeit die finanzielle Lage der W. Matreier mildernde Orte ausschlaggebend gebessert, auch die Notwendigkeit eines größeren Neubaus sich immer mehr erwiesen und die Planfrage zu Gunsten des salzbürgischen Bauperwalters Hagenauer entschieden hatte; es wurde im Dezember 1771 endlich die Erlaubnis zum Neubau der Pfarrkirche nach Hagenauers Plan gegeben, und die Ausführung dem Lienzer Maurermeister Thomas Manr*** übertragen.

III. Der Neubau der Pfarrkirche.

Mit Anbruch der günstigen Jahreszeit 1772 begannen schon die Vorarbeiten. Franz Grödling als Vorarbeiter hat am 5. Mai d. J. mit 8 Arbeitern das „Herrichten von Kalk- und Mauersteinen, Sandt“ u. dgl. angefangen; Holzkäufe im Kleinen fanden statt, die Zubereitung von Dachschindeln wurde begonnen, der erste Kalkofen wurde angelegt „hinter der Saag am Glanzberg Milla heißend“ und von den Glanzern und Lumarleggern gebrannt (er enthielt nach „Lavant Mäzerey“ 176 Megen — a 25 kr. —, woraus man ersieht, daß die Vorzüglichkeit des Lavanter Kalkes ganz Osttirol, selbst dem salzb. Matrei, das Lavanter Maß aufgenötigt hat); auf dem künftigen Bauplatz wurde die Widums-Brunneneitung verlegt und sonstige Wasserableitungen hergestellt, das waren die Arbeiten, die bis 1775 (einschließlich) ohne besondere Eile betrieben wurden. Einen großen Teil der Ausgaben dieser Zeit verursachten die Anschaffung und Instandhaltung des Werkzeuges: Hebeisen, Steinklingen, „Eisenweggen“, Spitzhämmer und Schlägl, Steinbohrer, Stufeisen, „Lofflhaden“ etc. werden gekauft, gespitzt, gestickt, „genächt, gestächt, geschrofft“; der Lienzer Raderermeister Simon Paar liefert einen dreispännigen und einen einspännigen Steinwagen (ersteren um 5 fl. 36, letzteren um 3 fl. 50), zu welchen Schmiedemeister Josef Erlacher dortselbst um 38 fl. das Beschläge liefert. Des Organisten Krautgarten wird als Holzniederlage gepachtet (das Organisten-„Pfeiffinger“-häusl stand vor dem Brandjahre 1897 an Stelle des Hauses des Herrn Andre Steiner), der „Baader“ Franz Kemler überläßt sein Futterhaus als Kalkstapelplatz. Im März des Jahres 1775 hat Baumeister Manr den Kirchenplatz ausgemessen,

***) Geboren am 17. Dezember 1733 zu Trilsach als Sohn des Nikolaus und der Susanna Weingartnerin; verheiratete sich in Wien 1767 mit Maria Valstner und starb am 4. März 1810 zu Wien. Als Erbauer der Kirchen von Matrei, Uch und Straffen (?), welche entschieden zu den schönsten in Osttirol zählen, verdient sein Name der Vergessenheit entzissen zu werden. Bauzeit und Wehrhaftigkeit in der Anlage deuten darauf hin, daß auch die untere Kirche in Lavant Manr zum Erbauer habe.

den Winter über wurden die genaueren Pläne und Berechnungen fertig, also daß im Frühjahr 1776 alles zum Beginnen des Baues vorbereitet war (von Plänen findet sich weder in Matriei, noch in Salzburg — angeblich —, noch im Consistorial-Archiv in Trizen etwas).

Am 29. Mai 1776 wurde vom Pfarrer Abraham Eder (in „seiner“ Kirche hat er ein höchst bescheidenes Grabmal vorne am rechten Presbyteriumspfeiler; er war Pfarrer von 1769—1789) ein hl. Amt gesungen, um Glück und Segen für den Kirchenbau zu erfliehen. (Mit baugem Herzen mag die Pfarergemeinde angesichts eines so großen Unternehmens dem Gottesdienste beigewohnt haben; doch ereignete sich während der ganzen Bauzeit kein tödlicher Unfall und kein Zwischenfall von Bedeutung.) Am gleichen Tage begann die Arbeit des Grundaushebens, die alte Kirche blieb in diesem Jahre noch völlig unangetastet. Auch die Maurer traten schon bald in Tätigkeit; wie weit sie die außerhalb der alten Kirche auszuführenden Mauern mit 718 Schichten brachten?

Im folgenden Jahre (1777) wurde die alte Kirche abgebrochen. Das Allerheiligste wurde in das sog. Erzpriesterzimmer des Pfarrhofes (heute Bischofszimmer; damals aber war der Archidiacon, der Erzpriester von Smühd, als Vertreter des Erzbischofs und unmittelbarer kirchlicher Vorgesetzter des salzburgischen Teiles Osttirols eine viel häufigere Erscheinung als der Erzbischof selbst) übertragen, wofür selbst alle Vorkehrungen getroffen wurden, um die Abhaltung des regelmäßigen Gottesdienstes zu ermöglichen, u. a. wurde auch ein „Orgel-Regal oder Poschis“ dort aufgestellt, damit die Musikliebe der Matriei befriedigt würde; die alten Kirchenmauern wurden eingerissen (scheinbar mit Winden; denn einem Schmiede wurden „für hergetriebene und überdöbte Schrauben zur Einstürzung der Kirchenmauer“ eine Vergütung geleistet). Am 9. Juli d. J. wurde vom Konsistorium dem Pfarrer die Erlaubnis erteilt, „daß er zu diesem Pfarrgotteshaus den ersten Grundstein legen und nach Salzburger Rituale weihen“ dürfe. Bald kam Eder diesem Befehle nach; unter — begreiflicherweise — nicht geringen Feierlichkeiten fand die Grundsteinlegung am 3. August 1777 statt. Die Schützenkompanie, die heute unter ihrem krammen Hauptmann den Stolz der Pfarergemeinde bildet, rückte aus; allerdings war zuerst eine „Waffenübung“ nötig; Mathias Mattersberger, Josef und Ignaz Eder erhielten zusammen 3 fl. 27 kr., weil sie sich „bei Exercierung und Commandierung der (39) Feuerschützen, welche beim Grundsteinlegen aufgezogen sein“, besonders bemüht hatten; die Mannschaft funktionierte, sonst wäre ihr nicht beim (vorderen) Bräu Georg Unterroiner (heute „Planker“) ein Trunk vergönnt worden um 9 fl. 45 kr., wo auch Mesner und Maurer ihre Zehrung hatten (22 Personen 12 fl. 54); beim Pfarrer speisten an diesem Tage ebenfalls 12 Personen, geistliche und weltliche Obrigkeit und auswärtige Priester, wofür Eder 6 fl. vergütet werden; wenn man bedenkt, daß bei der Glockenweihe 1923 106 Kg.

Pulver erschossen worden sind, dann wird man die Alten für sehr bescheiden halten müssen; denn an „Naggen-Bulfer“ brauchten sie nur 10 Pfund a 24 kr., an „Mittl Bulfer“ bloß 1 Pfd. a 30 kr. (erstes gehörte für die Doppelharken = das Geschütz, das noch im Schloß Weissenstein abgefeuert wurde, letzteres für die Schützen). Weniger stimmte zur Feierlichkeit der Grundsteinlegung die Tatsache, daß manche (oder war es nur einer?) die Gelegenheit benützten und an den aufgestapelten Holzvorräten Diebereien begingen; denn eine Notiz besagt (1777), daß der Gerichtsdienner Jakob Hueber und sein Sohn 4 Mächte „Wache stehen“ mußten „ovn wegen aus dem Freithof enttragen wordenen Holz.“

In diesem und dem folgenden Jahre wurde von den durchschnittlich 15 Maurern so gearbeitet, daß ihnen am 29. Sept. 1778 „nach aufgesetzter Hauptkirchenmauer“ eine Zehrung beim Wirte Wohlge-muth gestattet wurde. Das Ziegelbrennen, offenbar für das Kirchengewölbe, wurde auch schon im gleichen Jahre begonnen.

1779 setzte Zimmermeister Mathias Huber mit ca. 11—14 „Conjorten“ den Dachstuhl auf, welche Arbeit mit einer hl. Messe am 12. April eingeleitet wurde „um Abwendung jeglichen Unglücks bei der gefährlichen und schwierigen Arbeit“. Bis 10. Okt. d. J. war der Dachstuhl samt dem Dach aus Lärchenschindeln vollkommen fertiggestellt, selbst angestrichen war es schon (durch Hans Forstlechner und Simon Lunnsegger) und mit einem „kupfernen Knopf samt Stiesel“ geziert (vom Kupferschmiedmeister Josef Brunner in Matriei). Allerdings hatte sich sowohl Hueber äußerst bemüht (er erhielt dafür auch einen kaiserlichen Dukaten als ein Zeichen besonderer Anerkennung), als auch die Zimmerleute, welche häufig Ueberstunden machten, indem von ihnen 36.000 Dachschindeln „vor und nach der Schicht, als vor 6 Uhr früh und nach 6 Uhr abends“ gefügt wurden, wofür sie ab 600 Schindeln 23 kr., also 23 fl. über ihren Tagelohn erhielten; Dachstuhl und Dachdecken beanspruchten 2.300 Zimmererschichten (ohne Ueberstunden). Die Kirche wurde nun soweit in Stand gesetzt, daß sie zur Abhaltung des Gottesdienstes dienen konnte; am Allerheiligensabend, 31. Okt. 1779 fand unter Verschickung von 4 Pfd. Naggenpulver der feierliche Einzug in die Kirche statt. Die an beiden Seiten des Presbyteriums angebauten 4 Sakristeien, je 2 übereinander, waren um diese Zeit bereits fertiggestellt und verschließbar.

Das Jahr 1780 gab der neuen Kirche das Gewölbe; der Baumeister selbst hielt sich in keinem Sommer der Bauzeit solange in Matriei auf wie in diesem (93 Meistererschichten werden verrecknet, gegen 40 bis 60 sonst) und auch die Maurer machten 100 Schichten mehr als im strengsten Sommer der Mauerbauzeit. Die Vollendung des Gewölbes wurde mit einem herzhaften wohlverdienten Trunk gefeiert (am 12. Okt. dem Tag, „wo die (18) Maurer das Kirchengewölbe geschlossen und ganz gemacht“). Die Außenseite der Kirche wurde mit „Kapitellern“ geziert, wozu der Gips beim Müllner Johann F.

cher und auf der Mühle des Schmiedes Chrysanth Gartner gemahlen wurde; unter den „Güps“ wurde stets auch etwas Bier gemengt, wofür der Bierbräu Leonhard Widmer 1 fl. 3 kr. empfängt (das war der „hintere“ Bräu, heute Eder). Auch der Turm bekam einen neuen „Verbug“, und weil die beiden Maurer, die diese Arbeit machten, dabei „einiger Gefahr ausgefetzt“, erhielten sie als Trinkgeld 36 Kreuzer.

Au Inneneinrichtung erhielt die Kirche die schöne nußbaumholzene Kredenz — „Anlege“ — in der Hauptsakristei — deren kostbarer, düstiger Barockaufsatz leider unlänglich der Plünderung beim Brande von 1897 erheblich verletzt wurde —; sie ist ein Werk des bismarck'schen Tischlers Michl Hueber; die messingenen Schubladenhandgriffe lieferte Oberascher in Salzburg — wohl ein Vorfahre des heutigen Glockengießers dortselbst.

1781 wurde „der Berg hinter der Kirche“ abgegraben und so Raum geschaffen für den Ausgang um die Kirche und für jenen Teil des Friedhofes, wo heute hauptsächlich Kinder und verunglückte Turisten begraben werden und wo auch das „kalte Freithöl“ liegt.

Die Maurer scheinen in ihren bloß 687 Arbeitsstunden mit der Außenseite der Kirche beschäftigt gewesen zu sein, denn die Kirchenadministration konnte am 21. Oktober d. J. dem Konsistorium berichten, die Kirche sei bis auf den Verputz im Innern fertig; gleichzeitig erucht sie, den Maler Zeiler in Reutte für die Ausmalung des Kircheninneren gewinnen zu dürfen. Das Konsistorium ist jedoch vorsichtig und verlangt Skizze und Voranschlag darüber, nach deren Einwendung wird die Erlaubnis direkt verweigert (17. April 1782) wegen Mangel an Geld und der Gemeinde wird außerdem zu verstehen gegeben, daß sie sich damit begnügen müsse, „die Kirche also weißer zu haben“; 14 Tage darauf wird nochmals und zwar in schärferer Form der obrigkeitliche Wille kundgetan, daß sowohl die Ausmalung der Kirche als auch ihre Auszierung mit Stukkaturarbeiten gänzlich zu unterbleiben habe. Zum Glück für die Kirche kümmerte sich die Kirchenverwaltung nichts um dieses Verbot, denn es malte sowohl Zeiler seine drei herrlichen Fresken, als auch wurde die Kirche mit schönen, bescheidenen Stukkaturen geschmückt. (Der Umstand, daß über diese Bilder Zeilers und über einen Teil der Stukkaturen jede Spur in den Rechnungen fehlt, scheint darauf hinzudeuten, daß die Kosten dafür durch Privatammlung aufgebracht wurden). Die beiden „verbotenen“ Arbeiten geschahen so im Geheimen, daß der Erzbischof erst zufällig, bei Gelegenheit einer Firmungsreise im Pinzgau (30. Juli 1783) hörte, die Ausmalung der Matriere Kirche sei bereits vollendet. Nun hat Salzburg freilich in sehr indigniertem Ton angefragt, auf wessen Befehl, von welchem Maler und auf wessen Kosten die Kirchenmalerei geschehen sei; jedoch hat man davon abgesehen, die trotz des ausdrücklichen Verbotes entstandenen Gemälde und Stukkaturen überstreichen

bezw. herabschlagen zu lassen! — In das Jahr 1781 fällt auch die Legung des Kirchenpflasters.

Das folgende Jahr sah eine neue Friedhofmauer; in der Kirche selbst ging die Malerei neben den letzten Maurerarbeiten vonstatten; „Gesimbs an-läßeln u. ziehen“, Fensterrahmen und Bogen ziehen (die Herstellung der Stukverzierungen) war die Arbeit dreier „in solch gezochnen Arbeit erfahrenen Maurer“ in 38 Schichten a 40—42 kr.

Das Jahr 1783 ist das Schlußjahr der eigentlichen Kirchenbauarbeit. Alle später gemachten Ausgaben betreffen die Inneneinrichtung der Kirche, soweit diese nicht schon während der Bauzeit angeschafft worden war. Nur 1785 wurden noch Maurer und Zimmerleute beschäftigt und zwar zum Bau des „Totenbarhäusls“, d. i. der Leichenkapelle; die Einfachheit dieses Baues grenzt geradezu an Beschränktheit und verrät in keiner Weise die Herrschaft des Kirchenbauers Thomas Mayr.

12 Jahre (1772—83) wurden also Arbeiter für den Kirchenbau beschäftigt; 8 Jahre (1776—83) betrug die eigentliche Bauzeit; in 3 Sommern (1777 bis 1779) war der Bau soweit vollendet, daß die Kirche zur Abhaltung des Gottesdienstes dienen konnte.

Kunst und Kunsthandwerk in der Matriere Pfarrkirche.

Diese Kirche hat vor vielen Landkirchen Tirals das Eine voraus, daß sie samt ihrer Einrichtung wie aus einem Gusse entstanden erscheint, was uns ja nicht zu wundern braucht, wenn wir wissen, daß sie dem Wesen nach in der Gestalt, wie sie sich heute zeigt, innerhalb weniger Jahre entstanden ist.

Der Plan für den Neubau stammt, wie bemerkt, vom Bauverwalter Wolfgang Hagenauer, der 1762 zur Bestätigung der Lage der Dinge zum erstenmal nach Matriere kam und 1768 für den vorgelegten Bauriß acht Species-Thaler (a 2 fl. 24 kr.) erhielt; die Bauführung lag in den Händen Thomas Mayrs, dem sein Bruder Peter, Maurermeister in Greiffenburg, als Polier zur Seite stand. (Mayr hatte auch nach Hagenauers Plan ein Modell der neuen Kirche verfertigt, welches 120 fl. kostete!)

Wolfgang Hagenauer, dessen Bruder Johann salzburgischer Hofkaplan war, während ein zweiter Bruder namens Georg in Gurk und später in Passau f. b. Baudirektor war*), beherrschte seit den Sechzigerjahren des 18. Jahrhunderts das gesamte ländliche Bauwesen im Fürstentum Salzburg. Fast für jeden Kirchenbau, der zwischen 1760 und 1801 ausgeführt wurde, lieferte er Pläne und die Malerier Pfarrkirche gehört mit der von Hallein zu den größten und bedeutendsten seiner ausgeführten Werke. Das Neukere leidet freilich unter dem Mißverhältnisse zwischen dem Neubau und dem gotischen Spitz-turm. Aus schönen Quadern ausgeführt, durch sieben

*) Vergleiche Martin, Kunstgeschichte von Salzburg, Seite 151 und 170.

Quergesimse (an einem ein schöner gotischer Maßwerkfries) kräftig gegliedert, stellt dieser Turm an sich ein wichtiges und charaktervolles Gebilde dar und man begreift es ohne weiteres, daß die Matreier sich nicht dafür verlegen konnten, auch den Turm abzutragen. Aber die neue Kirche wurde so groß, daß auch deren mächtiger Turm für sie fast zu klein wurde. Noch übler aber war es, daß man die Kirche wegen des rückwärts anstehenden Berges nicht wohl weiter zurückschieben konnte und daß daher der Turm zu zwei Dritteln in der Fassade steht, was einerseits der freien Entfaltung der Front, andererseits aber auch der Wirkung des Turmes wesentlichen Eintrag tut. Günstiger wirkt das Aeshere der Langseiten, deren sechs Joche durch Niesenpilafter mit jonischen Kapitellen und Kampferstützen voneinander geschieden sind und je ein Rechteck - - und darüber ein gestelztes Luquetfenster aufweisen. Eine Unterscheidung von Langhaus und Querschiff ist außen nicht vorhanden und nur das durch zwei Rundbogenfenster erhaltene rund abschließende Presbyterium fehlt mit einer ziemlich starken Verjüngung an. Desjo abwechslungsreicher ist dafür die innere Raumgestaltung. Das erste Joch des Langhauses wird freilich nur vom Turm und von einem beiderseits ananebenten Winkelwerk ausgefüllt und ist gegen die Kirche durch eine unschöne Wand abgeschlossen. Die drei weiteren Langhausjoch aber werden von einem mächtigen Tonnengewölbe mit einspringenden Stichkappen einheitlich überwölbt und außerdem durch breite, dreigeschoßige zwischen wichtige Pfeiler eingespannte Flachbogenarkaden sehr monumental und außerdem sehr originell gegliedert. Die untersten Arkaden dienen als Standort für Seitenaltäre, die beiden oberen als Emporen. Die Pfeiler sind mit Doppelpilastern verziert und in allen drei Geschossen von Durchgängen durchbrochen. Da nun diese einachsige Arkatur nach dem vierten Langhausjoch aufhört, entsteht innen eine querschiffartige Ausweitung des Raumes, die außerdem durch stärker vortretende Pfeiler gegen das Langhaus und gegen den Chor abgegrenzt und durch eine weitgespannte Flachkuppel noch besonders hervorgehoben wird.

Die strenge Form der Arkatur, der Pilaster, der korinthischen Kapitelle und besonders auch des Gebälkes, das alle Raunteile einheitlich verbindet und nur über den Pilastern leicht und an den Kuppelpfeilern stärker verkröpft ist, verrät deutlich die künstlerische Richtung Wolfgang Hagenauers. So sehr in der Raumkomposition, vor allem in der Verbindung einer zentralisierenden kuppelgekrönten Vierung mit einem von Emporen begleiteten Langhaus noch die barocke Tradition nachwirkt, so klar bezeugen die schlichten und strengen Einzelformen, daß Hagenauer schon in den Sechzigerjahren, wo in Tirol noch das frühlichste Rokoko herrschte, einen kühler und reservierten Klassizismus vertrat, der aber durch die Großzügigkeit seiner Raumgestaltung und Tektonik - ob hier nicht das Beispiel des Salzburger Domes Einfluß nahm? - alle Trockenheit vermied und zumal hier in W. Matrei eine

für Landkirchen unerhört monumentale Wirkung erzielte. Auch die spärliche und diskrete Stuckverzierung und das einfache Dekorations-System der Deckenbilder sucht sich dieser Gesamtwirkung anzupassen und unterzuordnen.“ *)

Den schönsten Schmuck der Kirche bilden die Zeilerischen **) Deckengemälde (im Schiff die Brotvermehrung, in der Kuppel „Allerheiligen“, im Presbyterium die Verehrung und Anbetung der hl. Dreifaltigkeit durch die himmlischen Geister; die beiden letzteren Gemälde stehen in innerem Zusammenhang: Menschen und Engel vereinigen sich, um der hl. Dreieinigkeit zu huldigen). Auf dem Kolossalgemälde im Schiffe hat sich der Maler in Wort und Bild verewigt: in der Ecke links unten liest man die Worte: „F. Ant. Zeiler pictor antiquus Brinensis invenit et pingit 1783.“ (F. A. Zeiler, brünerischer Hofmaler entwarf und malte das Bild 1783); etwas Weniges darüber sitzt der Maler am Rande des Gemäldes - seine Füße mit den weißen Strümpfen und den Schnallenschuhen baumeln darüber hinaus; diese Art der Verewigung lebte Zeiler. Auf dem Kuppelgemälde der Dreifaltigkeitskirche zu Strassen hat er sich ebenfalls abgebildet; ein Bergleich seiner beiden Kuppelbilder in Strassen (1768) und Matrei (1783) zeigt eine auffallend tiefgehende Entwicklung des Künstlers. Die Komposition des letzteren (Matrei) ist ungleich gewaltiger als die des in 8 Bilder zergliederten Gemäldes in Strassen, die einzeln betrachtet, gemiß wahre Perlen der Kirchenmalerei sind; auch ist ihr Gesamteindruck ein herrlicher - die Kirche in ihrer Anlage ist mit der Klosterkirche von Ettal verwandt - , aber die Leistung des Kuppelgemäldes in 8 nicht zusammenhängende Felder läßt den Eindruck der Großartigkeit nicht aufkommen, den das Allerheiligenbild in Matrei und in noch viel höherem Maße Knollers Gemälde in der erwähnten Ettaler Kirche erwecken.

Zur Zeit, als in Matrei die Frage der Kirchenbemalung akut wurde, wollte Zeiler gerade im Zillertal, wohin (1781) ein eigener Bote - Botenlohn 4 fl. 18 kr. - abgeschickt wurde. Nachdem er 1783 die Deckengemälde vollendet hatte, bekam er noch weitere Aufträge. Zeiler würde dieselben kaum angenommen haben, wenn das wahr wäre, was das Volk sich noch heute erzählt: wegen des Honorars

*) Die künstlerische Würdigung Hagenauers und seines Werkes in Windtsch-Matrei stammt aus der Feder des Hochwürdigsten H. Probstes Dr. Welngartner, dem ich für diesen Beitrag und die Durchsicht der ganzen Arbeit auch an dieser Stelle aufrichtig danke.

**) Franz Anton Zeiler war geboren zu Reutte 1716 als Sohn des Jakob (+ 1783) und als Enkel des Paul Zeiler (+ 1731); Vater und Großvater unseres Künstlers hatten sich schon als Maler wohlklingende Namen erworben; Franz Anton, der seine erste Ausbildung daheim erhalten und später in Augsburg, dann in Rom und Venedig sich weitergebildet hatte, ist wohl der fruchtbarste Künstler des ganzen Geschlechtes. In Tirol allein gibt es zwölf Kirchen, die sein Pinsel geziert hat (u. a. Toblach, Talsien, Strassen); seine Bilder sind Stoffler besogders wegen des schönen Kolorites; er starb am 4. März 1794 als „fürstlich brünerischer Hof- und Kunstmaler“, der letzte Maler seines Geschlechtes.

joll der Maler mit der Kirchenverwaltung derart übers Kreuz gekommen sein und sich so geärgert haben, daß er nach dem letzten Pinselstrich Palette und Pinsel aufs Gesimse warf und, den Staub Matreis von den Füßen schüttelnd, davon eilte. Im folgenden Jahre 1784 lieferte er ein Altarblatt für einen Seitenaltar, das seit dem Brande von 1897, wo es aus der Kirche entfernt wurde, um es zu retten, verschwunden ist; es joll Maria als Königin der Engel dargestellt haben und hatte seinen Platz auf dem vorderen Seitenaltar der Evangelienseite. Dieses Bild wurde von Anton Krabacher, einem eigens von Reute hiehergeschickten Boten, überbracht, dem als Botenlohn 13 fl. 48 kr. ausbezahlt werden mußten. Außerdem machte Zeiller auch noch die 15 Kreuzweg-Stationenbilder (die 15. Station stellt dar, wie „St. Helena das hl. Kreuz erfand“; für ihre Ueberführung wurden dem k. k. Postamt Wien an „Postgeld von wegen aus Reithe in Tyrrol gekommenen 15 Stationstafeln“ 2 fl. 36 kr. bezahlt; Altarblatt und Kreuzweg kosteten 200 fl.

Die Stuckumrahmung der Stationen und die 12 Apostelzeichen stammen vom „Stuckador“ Franz Grafmayer aus Tyrrol und kosteten (1783) 52 fl. (Leider sind diese schwungvollen und reich vergoldeten Stuckaturen wie das Meiste in der Kirche, das nicht hieb- und stichfest, nicht widerstandskräftig gegen die „gewaltsame Abtattung“ ist, arg zerschunden und verstümmelt) Derselbe Grafmayer hat im folgenden Jahre „die Predig-Kanzel und den Huch darauf von Stuckatorarbeit“ um 71 fl. 30 kr. hergestellt; die aus Holz geschnittenen „Blieubl und Laber“ an der Kanzel stammen aus der Hand des

Matreier Kunstschlössers Michael Hueber, während Joh. Vaterer für die Kanzel den guten Hirten mit dem Lamm, 4 Engel und den hl. Geist verfertigte. Vaterers Meisterwerk, der hl. Sebastian, hat an der Schiffsseite des Bogens gegenüber der Kanzel einen recht guten Platz, aber er wird gar zu oft durch Fenster und Lichter verdeckt und ist sogar der Gefahr des Verbrennens ausgesetzt. (Die Statue des Auferstandenen sowie die beiden Gruppen unter dem Orgelchore: St. Antonius von Padua und St. Josef wurden schon in zwei Aufsätzen über Joh. Vaterer, Östirroler Heimatblätter 1924, Nr. 7, und 1925, Seite 8 ff., als zum Teil sichere, zum Teil wahrscheinliche Werke dieses Künstlers genannt.) *)

(Schluß folgt.)

*) An Grabdenkmälern besitzt die Kirche selbst nur die bescheidenen Erinnerungstafeln an die letzten Pfarrer bzw. Dekane: Abraham Birgil Eber (1769—89), Georg Brandstätter (1789—1815), Franz Thaddäus Jaisl (1816—39), Joh. Paul Wieser (1839—64) und Mgr. Georg Unterspinger (1877—1914). Rechts und links vom oberen Friedhofeingang sind der Friedhofsmauer die Grabsteine des Pfarrers Joh. Fercher (1558—1605) und des Vikars Wolfgang Goller (ca. 1620), schöne, leider stark abgeschliffene, gotische Arbeiten, eingelassen. Die Apsismauer trägt an der Außen-seite — sehr geschickt, aber auch sehr verborgen — das schöne Grabmal des am 28. Mai 1607 gestorbenen, lang-jährigen Pflegers und Arbarammanns Jakob Gadoit „ein etwas derbes Relief, den kreuztragenden Heiland darstellend, in einem prachtvollen monumentalen Rahmen: aus rotem Marmor, das der „edl u. nest Christoph Gadoit, kurfürstlicher Durchlaucht zu Cöllen Rath, Landgerichtsverwalter u. Walddirector zu Berchtholdsgraben aus kindlich schuldiger Lieb u. Dankbarkeit seinem lieben Herrn Vater“, seiner Mutter Martha und den Geschwistern Friedrich und Magdalena anno 1629 hat aufrichten lassen.

Was wir von den Leisacher Glocken wissen und nicht wissen.

Von Josef Rugler, Selsach.

II. Die neuen Leisacher Glocken.

Wir wiesen schon im letzten Heft der „Östirroler Heimatblätter“ darauf hin, daß beim großen Glockensterben im Weltkrieg nur unsere Sterbeglocke mit dem Leben davorkam. Die vier anderen Glocken, die jetzt wieder den Turm besetzen, zählen erst wenige Monate Lebensdauer. Bevor wir deren Bestellung, Beschreibung und Weihe erzählen, müssen wir noch das tragische Ende ihrer Vorgängerinnen berichten. Es hängt mit dem Kriege zusammen; die alten Glocken sind ja Kriegsoffer, Brandopfer des Weltkrieges geworden. Daher wecken die neuen Glocken in nicht gar so rasch oergeschlichen Menschen „alter Wunden unnennbar schmerzliches Gefühl“. Doch wollen wir in den alten Wunden nicht unnötig wühlen. Immerhin dürfte es jetzt, nachdem seitdem ein Jahrzehnt verstrichen ist, erlaubt, ja für manche heilsam sein, auf die traurige Todesursache der alten Glocken zurückzugehen. Wir besprechen daher der Reihe nach das Todesurteil, die Hinrichtung, fruchtlose Wiederbelebungsversuche, die Auferweckung der Glocken, deren Aussehen, KirCHFahrt, Laufe und Turmfahrt.

I. Das Todesurteil.

Der unermessliche Weltkrieg zog sich in ungeahnte und unbestimmbare Länge. Nach der glücklichen Abrechnung mit dem plumpen russischen Bären ging zu Pfingsten 1915 der Tanz mit der jählichen weltlichen Käse los. Der Heeresverwaltung ging aber gar zu bald das Metall, zumal das Kupfer, aus. Woher nehmen? Auf unsern Türmen hing es in Menge; also appellierte man an den Patriotismus des christlichen Volkes, an die Opferwilligkeit der Kirchen. Schon unter 23. Juni 1915 leitete das „Beizener Diözesanblatt“ Nr. 8, einen Erlaß der k. k. Stadthalterei, bzw. des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht weiter, welcher besiehl, die Heeresverwaltung über die Kupfermenge zu orientieren, welche als Kupferblech bei der Bedachung von Gebäuden in Verwendung steht. Unter demselben Datum werden auf demselben Umwege die Kirchenvorsteherungen angewiesen, umgehend dem Ordinariate mitzutellen, „ob und wieviele entbehrliche Glocken in den einzelnen Kirchen der Diözese vorhanden sind, welche zum Zwecke der Herstellung von Kriegsmaterial der Heeresverwaltung unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden könnten.“

Daselbe Diözesanblatt veröffentlicht auch schon über Wunsch der Statthalterei das Verbot des Glockenläutens, Pöllererschießens und anderer Handlungen in den Gegenden südlich des Brenners zufolge Anordnung des k. u. k. Militär-Oberkommandos vom 1. Juni 1915.

Der Krieg ging unentschieden den zweiten Sommer weiter. Daher erging unter dem 13. Oktober 1915 von der Statthalterei an das Ordinariat die Mitteilung, daß das Kultusministerium im Einvernehmen mit dem Ministerium für Landesverteidigung „die allgemeine Inanspruchnahme der Kirchenglocken“, allerdings gegen eine noch zu bestimmende Vergütung fordere. Das Ordinariat verordnete demgemäß die Anmeldung aller Glocken bis zum 25. Oktober; die Landeskonservatoren würden dann ehestens jene bezeichnen, „welche im Interesse der staatlichen Denkmalspflege von der Ablieferung auszunehmen wären.“ Ausdrücklich wird von der Regierung anerkannt, daß die meistgeltliche Ueberlassung von entbehrlichen Kirchenglocken ein erfreuliches Ergebnis geliefert hat. (Weirener Diözesanblatt 1915, Nr. 13 vom 19. Oktober; Nr. 15 vom 29. Dezember enthält den Erlaß des Kriegsministeriums über die Inanspruchnahme der Kupferglocken der Kultusgebäude.)

Die erste Nummer des Diözesanblattes 1916 bringt unter dem 12. Jänner die Mitteilung der Statthalterei zur Kenntnis, daß die Heeresverwaltung vom vorhandenen Glockenmaterial vorläufig wenigstens zwei Drittel beanspruchen müsse. Zugleich wird ein Verkauf der Glocken an Zwischenhändler mißbilligt, besonders weil es sich um geweihte kirchliche Gegenstände handelt. Die 6. Nummer 1916 gibt unter dem 13. Juli die Mitteilung des Kultusministeriums weiter, daß die Abnahme in der Diözese Weigen am 18. Juli beginnen werde; sie setzt die Weise der Durchführung genau auseinander, nennt 4 Kronen für das Kilogramm als Vergütungspreis und verordnet die Anlegung der Vergütung als Glockenfond. Nummer 7 vom 23. Sept. handelt noch von der Verbindung der Abnahme der freiwillig und unentgeltlich überlassenen Glocken mit der Abnahme der unfreiwillig und entgeltlich zu stellenden Glocken.

Auf den Sommer folgte wieder der Winter, auf den greisen Friedenskaiser Franz Josef folgte der jugendliche Friedensfürst Karl, aber der unselige Krieg tobte ungeschwächt weiter. Die Folge war die Verordnung des Ministeriums für Landesverteidigung vom 22. Mai 1917 im Einverständnis mit den übrigen beteiligten Ministerien auf Grund des Kriegsleistungsgesetzes, alle Glocken aus Kupfer, Bronze, Messing, Rotguss usw., deren größter äußerer Durchmesser 25 cm. und darüber beträgt, für Kriegszwecke anzufordern. Diesmal werden nur mehr Glocken von besonders künstlerischem oder historischem Werte ausgenommen; fehlen solche, so „ist je die kleinste Glocke vorläufig zu beifassen.“ So Diözesanblatt 1917, Nr. 6 vom 1. Juli, Nr. 8 vom 21. September kündigt, noch nebenher bemerkt, die Inanspruchnahme

der Orgelpfeifen aus Zinn an; Nr. 9 bringt hierzu die Durchführungsverordnung vom 29. Okt. (15 Kronen Vergütung für 1 Kg. Pfeisengewicht) und Nr. 10 meldet, daß mit der Verfertigung der Orgeln am 3. Dezember begonnen wird. Dasselbe Nummer (vom 15. Dezember 1917) macht aufmerksam auf den Ersatz der Bronzeglocken durch Stahlglocken, aber in abwehrendem Sinne. Endlich verkündet sie auch die teilweise Aufhebung des Läuteverbotes mit Rücksicht auf die geänderte Kriegslage.

Wie ein Nachruf auf die teuren Toten nimmt sich die Aufschrift des Landesarchivdirektors Dr. Böhm im Diözesanblatt 1918 Nr. 8 (unter dem 10. September) aus, welcher von der Verewigung der Glocken im Bilde im Landesarchiv in der Landeshauptstadt spricht und unter den Orten, aus welchen photographische Aufnahmen vorhanden waren, auch Leisach nennt. Wer sich hier dieses Verdienst erworben hat, ist uns unbekannt. Sonst verschwinden jetzt die Glocken, wie aus den Titeln, so auch aus dem Amtsblatt. Es hat gewirkt, das Todesurteil.

2. Die Hinrichtung.

Der Uebersicht wegen haben wir alle Verordnungen, welche sich auf das Läuten und auf die Ablieferung der Glocken bezogen, kurz zusammengestellt. Wir haben nun deren Auswirkung auf Leisach zu verfolgen. Wie heuer war auch 1915 das hohe Fronleichnamsfest am 3. Juni; in Unkenntnis des Läuteverbotes luden noch die Glocken feierlich zum Gottesdienste, bot das Sterbeglocklein noch um ein Memento für den am Morgen verstorbenen Pfarrer Feichter von Mafdorf, weil er vor Jahren aushilfsweise in der Leisacher Seelsorge gewirkt hatte. Erst nach dem 8. Juni verstummten die Glocken. Gar bitter wurde es aber bei allen, die ein Gehör und Gemüt hatten, empfunden, daß sie nicht mehr mit ihrem Schwingen „des Lebens wechselvolles Spiel“ begleiten durften. Der Verdruß war umso größer, weil man den Nutzen dieses Verbotes nicht einzusehen vermochte. Welche Schäden und Gefahren sollte denn das regelrechte Belläuten unseren tapfern Landesverteidigern bringen! Oder fürchteten unsere meist unfrommen Kommandanten, daß überhaupt zuviel gebetet wird? Zur Hebung der Stimmung trug jedenfalls nicht bei, daß über der Grenze drüber in benachbarten Kärnten anstandslos geläutet werden durfte, als ob gerade wir Tiroler besonders strafwürdig oder staatsgefährlich wären! Doch lassen wir die Kritik dieser und ähnlicher famoser und odloser, spassiger und gehässiger Verordnungen; es sollten ja bald härtere Maßnahmen das Läuten überall aufhören machen. Nur sei noch erwähnt, daß nach 3 Monaten auf einmal das Läuten wieder erlaubt war. Am 12. September, am Feste Mariä Hohen, weckten uns die Glocken aus dem Schlafe, riefen uns um 5 Uhr zur Frühmesse und dann zur zweiten Kriegsprozession nach Lavant. Wie war das gekommen? Angeblich war unser Gebiet einige Wochen dem kärntnerischen Kriegskommando unterstellt worden, welches nicht

Läuteschau war, leider aber nach 3 Wochen wieder dem alten Kommando und Läuteverbot Platz machte. Am 1. Oktober erlosch ein neues Läuteverbot, am 2. wurde mit dem Rakner-Jahrtag Schluß mit dem Läuten gemacht für immer.

Das ganze Jahr 1916 verstrich für uns unbehelligt. Wir betrachten das als ein Zeichen, daß die Heeresverwaltung das Opfer der Kirchenglocken doch nicht leichtfertig oder übereilig forderte. Zugleich erwachte die Hoffnung, daß uns dies Opfer ganz erspart bleibe. Es folgte ja gegen Jahresende das überraschende Friedensangebot der beiden siegreichen Kämpfer, aber leider vergeblich! Eitel war auch die Hoffnung auf die reichen Kupferbergwerke im eroberten Serbien. Und so war der Glockentag 1917 unaufhaltsam!

Am 23. Mai kündete Ingenieur Leutnant Carl Dobek (siehe „Östtiroler Heimatblätter“ 1926, S. 110) für die nächsten Tage die erste Glockenabnahme an und am Donnerstag und Freitag der Pfingstwoche, am 31. Mai und 1. Juni, wurde sie richtig und ruhig vollzogen, auch würdig, indem die geweihten Glocken ganz abgenommen und nicht wie an manchen Orten zum Aerger der Leute schon auf dem Turme zerschlagen und brockenweise herabgeworfen wurden. Die erste Seite des Abnahmeprotokolles war zum Teil schon im voraus am 22. Mai ausgefüllt worden, weshalb dem Schreiber dieses Aufsatzes bei der festlichen Begrüßung der neuen Glocken heuer am 22. Mai das Versehen unterließ, daß die 2 größten alten Glocken genau vor 1 Jahren am 22. Mai abgenommen worden seien. Ein furchtbarer Aderlaß war es für den Turm, 2123 Kg. Lebenssaft wurden ihm abgezupft, er war ein Kriegsinvalide mit nur mehr 20 Prozent Leistungsfähigkeit! Die Operation nahm das Militär selbst vor und oerließ an Vergütung durch das k. u. k. Militär-Kommando in Innsbruck 8492 Silberlinge, deren Umwertung die Filiale Linz der Brirener Bank bereits am 11. September (1917) berichten konnte. Das Geld wurde in patriotischer Weise in 6. Kriegsanleihe verwandelt.

Der Sommer 1917 brachte die Friedensvermittlung des hl. Vaters; doch lieber als vom Papst den Frieden hatte man die Fortsetzung des Blutvergießens und des Ländervermissens. Aber der Spätherbst befreite gottlob unverhofft weithin unsere Grenze von den Feinden, weshalb endlich wieder das Läuten erlaubt wurde. In der Stadt erklangen die Glocken schon am 25. November, Sonntag mittags zuerst zum Besänten, dann die Sterbeglocke für die tags zuvor im Spital verstorbene Josefina Moriker, gewesene Klausmarin in Burgfrieden; in Leisach läutete es tags darauf zum Begräbnisse für ebendieselbe, da ihre Leiche hieher überführt worden war. Ein merkwürdiger Zufall folgte es, daß heuer das neue Geläute zuerst für Peter Moriker, ihren Mann, erkante, der auch im Spital zu Linz starb und in Leisach im Familiengrabe am 20. Juli beigeseht wurde.

Noch ein Jahr zog sich der Krieg hinaus und

ja kamen wir auch noch um das verstümmelte Geläute. Am 8. April 1918 erfolgte die zweite Glockenabnahme. Es kam die gleiche Mannschaft wie vor einem Jahre. Bei der Anmeldefeste es ein kurzes Wortgefecht ab. Auf des Pfarrers Vorstellungen tat Herr Dobek sehr erstaunt; es sei, wie wenn ein Bauer seinen Sobu frei machen wolle, es nütze nichts, es habe sich noch niemand darüber aufgehalten (!?), es werde morgen eine Kommission kommen. So wurde klein beigegeben, umso mehr, da kurz zuvor im Widum die Standrechtsverordnung mit Kapitalstrafen für alles mögliche und unmögliche frisch angeschlagen worden war. Diesmal wurden dem Turm 575 Kg. abgenommen, nämlich die Messglocke und Verseshglocke mit einziger Schonung der Sterbeglocke, und zwar nicht wegen deren Kunstwert, auch nicht wegen ihres Alters, sondern weil sie die kleinste war. Dafür hatte die Finanzlandeskasse in Innsbruck 2300 Kr. zu erlegen, welche wieder der Brirener Filialbank in Linz zugingen, welche am 7. Juni den Empfang des Geldes und die Zeichnung von Staatsschuldscheinen achter Emission anzeigte. Noch ein halbes Jahr und es kam zum Zusammenbruch und zum Frieden und man mußte nun ein Paar Schuhsohlen durchstrelen, bis endlich die Wertpapiere bei der Bank zu erlangen waren, die heute lange nicht mehr den Papierwert haben. Der ganze Glockenfand wuchs mit Zins und Zinseszinsen auf ungefähr 20.000 Kronen oder 2 Schilling an, die zu allem Ueberflusse noch vorigen Herbst in den Krach der Brirener Bank, später Tiroler Vereinsbank und Alpenländische Bank gerissen wurden.

Einige Bemerkungen möchten wir uns doch noch erlauben. Daß die Kirche fürs bedrängte Vaterland die größten Opfer bringt kommt in der Geschichte immer wieder vor. Selbst Gold und Silber war man zu geben bereit, wo solches war. Zum Beispiel stellte im Weltkrieg Mariazell nicht nur sein Kupferdach mit 14.000 Kiloaramm Kupfer der Heeresverwaltung zur Verfügung, sondern auch schon zu Kriegsbeginn einen Großteil der Schatzkammer im Werte von über 112.000 Kronen dem Roten Kreuz. Doch gilt auch hier oft der Spruch: Undank ist der Welt Lohn. Man weiß von einem Reisenden, der in der Eisenbahn gegen die Portier loszog: „seht“, rief er, „fogar die Glocken haben die Pf... hergegeben, die hochgeweihten Glocken, damit ja recht viele Menschen erschossen werden können! Und mit Freuden haben sie die Glocken herabnehmen lassen.“ „Na“, sagte da ein Bäuerlein, „unser Pfarrer, der hat keine Freude gehabt, schier geweint hat er und nicht hat er sie herlassen wollen.“ „Nun seht ihr“, berichtigte sich der rote Hoker selber, „so sind die Geistlichen! Andere haben ihr Leben hingepfunden, ihre Heimat verlassen und von Weib und Kind sich trennen müssen, und die Geistlichen wollen nicht einmal die Glocken hergeben, die ihnen doch gar nicht gehörten!“ Die Auslieferung der Glocken bedeutete einen großen Schaden nicht nur für die Kirchen, sondern auch für den Klerus, höheren und niederen.

Die Glocken konnten den Staat nicht retten, das schwere Opfer ward unjansl gebracht. Das wäre erträglich gewesen, aber empörend war der zweifache Mißbrauch, welcher mit diesem doppelt leeren Kirchengut getrieben wurde. Es steht uns keine Statistik zur Verfügung; aber es wurde unwidersprochen mündlich und schriftlich behauptet, daß sich ungarische Juden auf Kosten der Christen wucherisch bereicherten und daß ein Teil der Glocken gar nicht in Kriegsgerät, sondern in Kupfervitriol zur Verbesserung der ungarischen Weinberge verwandelt wurde. Zu spät und zu schwach griffen unsere eingeschätztesten Volksvertreter ein. Mit den Glocken wurde leider auch viel Patriotismus abgehaut. Das galt schon vom Läuteverbot. Als dasselbe zurückgezogen wurde, las man, daß Högendorf die Erlaubnis zu läuten gegeben habe; also wird wohl auch dieser die Hauptschuld am Verbote gehabt haben; andere, z. B. der „Tiroler Volksbote“, gaben sie dem Dank. War es wer immer, gereicht ihm solche Kriegskunst nicht zur Ehre.

Stillschwerer als mit den Glocken waren wir mit unserer Orgel, einem kunstvollen Werke des H. Fuchs aus dem Jahre 1911. Wir wurden von der Pflehenabgabe verköhnt, was wir hauptsächlich den Bemühungen des Prapstes Mitterer in Brixen zu verdanken hatten.

3. Fruchtlose Wiederbelebungsversuche.

Ein Turm ohne Glocke ist wie ein Vater ohne Kind, wie ein Mensch ohne Zunge, wie ein Tag ohne Sonne, wie ein Jahr ohne Sonntage, mit lauter Karfreitagen. Nur das Sterbeglocklein an Hochzeiten und bei Hochzeiten, beim Le Deum und Mäherere, beim silbernen Priesterjubiläum des Pfarrers (1919) und bei der bischöflichen Visitation (1922), das war ein unerträglich Zustand; Glocken mußten wieder her. Die glockenlose Zeit mußte möglichst bald enden! Es wäre nun wohl aber eine aufgelegte Lüge zu sagen, wir hätten uns verhofft, daß uns derjenige zu neuen Glocken verhelte, der uns die alten abgenommen. Ja, wenn die Glocken den Sozialdemokraten gehört hätten dann wäre es, falls sie überhaupt hätten beansprucht werden dürfen, nach dem Kriege zweifelsohne die erste Aufgabe des Staates gewesen, ihnen die Glocken zurückzustellen; dafür würden schon ihre Führer und Abgeordnete gesorgt haben. Auch Italien hat den beraubten Kirchen auf Staatskosten neue Glocken gegeben, allerdings durch verkehrende Bestimmungen die Freude vergällt. Anders Oesterreich: Geld und Gut war genug für sozialdemokratische Pläne und Versuche, unsere Abgeordneten waren froh, daß man sie am Leben ließ und das christliche Volk mußte zur Selbsthilfe greifen, wenn es wieder Glocken haben wollte.

Wenn man aber schon nicht auf neue Glocken aus Staatsgeldern oder auf eine Aufwertung der Glockenfunde hoffte, so erwartete man doch, daß der Staat jene Glocken zurückgeben würde, welche noch nicht ganz dem Kriegsinvolk zum Opfer gefallen waren. Ganze Berge von Glocken seien in

Wien noch übrig, hörte man sagen und hoffte, daß auch unsere zweite Glockenlieferung darunter sei. Rasch wurde Landeshauptmann Schrafft angegangen, welcher schon unter dem 6. Dezember 1918 antwortete, daß er sich sofort im Wiener Arsenal erkundigen werde. Am 18. Dezember reklamierten Pfarrer und Vorsteher beim Staatsanwalter für Heereswesen die Glocken, erhielten aber vom Unterstaatssekretär Wolf die Mitteilung, „daß keine Glocken mehr vorhanden sind“. Weil man nicht alle Lügen glauben muß, wandten wir uns auch an den Abgeordneten Hauers, der hierin als maßgebend galt, in der Glockenfrage, von welchem ein langes, interessantes Antwortschreiben vom 9. September 1919 vorliegt, das nicht alle Hoffnung abschneidet.

In Innsbruck hatten wir auch schon bei der Glockengießerei Graßmayr in Witten-Innsbruck Erkundigungen eingezogen und erhielten bereits am 16. Jänner 1919 den Antrag, „einer der ersten zu sein“, die neue Glocken erhalten, das erste Offert um den Kilopreis ab Innsbruck zu 20 bis 22 Kronen. So wäre das ganze Geläute bei Verwendung von nur erstklassigem Metall auf ungefähr 60.000 Kronen gekommen. Doch der Glockenfond war dafür schon damals fünfmal zu klein, die Gemeinden noch nicht in der richtigen Verfassung für eine solche damals riesige Auslage. Herr Pfannkuchensfabrikbesitzer Kern versicherte, daß ein rascher Abbau der Rohmetallpreise eintreffen werde, der Pfarrer war gebunden durch Herrn Bachlechner, der beide Seitenaltäre für's Jahr 1919 heilig weihen hatte und voraussichtlich mit den dafür ausbedungenen und bereits gesammelten 10.000 Kronen nicht zufrieden war; daher fiel die Antwort an Graßmayr ablehnend aus. Damals hatte unseres Wissens der Mut Glocken zu bestellen nur der Mühlbacher Pfarrer, der das Glockengeld nicht in Kriegsanleihe festgelegt hatte und um um 18.000 Kronen eine a- und eine e-Glocke mit 396, bzw. 219 Kg. Gewicht haben konnte, die am 13. Juli 1919 als die ersten Friedensglocken in Dillrot geweiht wurden.

1920 gingen Mitte Jänner Herr Jauffer, der inzwischen vom Vorsteher zum Bürgermeister avanciert und auch Landtagsabgeordneter geworden war, mit seinem Herren Kollegen Daxler von Nikolsdorf zu Graßmayr hin, um sich auf dem laufenden zu erhalten. Ein Hoffnungsstrahl blühte im Juli vom dunkeln Himmel, da Herr Kern der Gemeinde um das damals schon geringe Entgelt von 61.000 Kronen rund 2000 Kg. Altmetall antrag; doch diesmal lehnte Graßmayr ab, da er nur die 400 Kg. Altkupfer verwenden könne, nicht aber Altmessing u. ä.; auch erklärte er, im laufenden Jahre überhaupt keine Lieferung mehr versprechen zu können.

Das Jahr 1921 verstrich ohne Fortschritt oder Versuch in der Glockenfrage; wenigstens fehlt jede Erinnerung oder Aufzeichnung; umso hoffnungsvoller ließ sich das Jahr 1922 an. Ein Vertreter der Firma Oberacher in Salzburg kam gerade am Tage der bischöflichen Kirchenvisitation und trug dem Pfarrer tags darauf, am 7. Juli, ein Geläute mit den alten Tönen, aber in schwererer

Rippe zum Kilopreise von 10.500 Kronen, Gesamtpreis 34.860.000 Kronen, an. Die Fracht wäre unentgeltlich gewesen, wenn zugleich, was Herr Slavona hoffte, Nikolsdorf und Innervillgraten bestellt hätten. Sonntag den 16. Juli nahm eine gemeinschaftliche Sitzung der Gemeinderäte von Leisach und Burgfrieden den Antrag in getrennter Abstimmung mit je 5 Ja und 1 Nein an; auch die Vollversammlungen der beiden Gemeinden waren damit einverstanden. Der Reisende kam aber nicht zum Abschluß des Vertrages, sondern ließ unter dem 26. Juli wissen, daß jetzt der Kilopreis 22.000 Kronen sei. Daraufhin zerbrach sich alles, nachdem man sich ehedem für diese Firma nie recht ermittelte hatte. Unseres Wissens blieb Oberascher in Dittl auf Teßenberg (1922) beschränkt, welches übrigens mit ihm ganz zufrieden war und dessen Pfarrer ihn uns auf die Nachfrage hin empfohlen hatte. In Nordtirol schuf er nach einer Zuschrift von Michoeli 1924 Gelläute für Söll, Schwöich, Zams, Birk und Deg. Die Gießerei besteht seit 1670 und ist seit 1760 im Besitze der Familie Oberascher. Zwei Brüder des jetzigen Besitzers erwarben im Jahre 1900 eine Glockengießerei in München; von Rudolf Oberascher in München bekam im Jahre 1923 (laut „Lienzer Nachrichten“ Nr. 10 vom 10. März) das kleine Benzendorf (Pfarre Aßling) 2 Glocken mit zusammen 185 Kg. Der ganze Proßel des Oberascher Zwischenspiels war ein Glockenkomitee, welches die Vollversammlungen der Gemeinden gewählt hatten, und zwar Leisach die Herren Pfarrer und Lehrer, Kern Jakob und Anton; Burgfrieden die Herren Heinrich Dlakacher und Anton Müller sen. Dieses Komitee war aber von Anfang an kalt gestellt, weil die Gemeinden die Kassenschlüssel nie aus der Hand ließen.

Nur am Anfange seiner Gründung unternahm das Komitee einen Vorstoß in der Glockenfrage. Es schnellten gerade damals im Inlande die Metallpreise wie auch die übrigen Preise unheimlich in die Höhe, z. B. verlangte die Grazer Glockengießerei Szabo Ende Juli 33.500 Kronen fürs Kilo Glockenspeise, sodaß damals unser Gelläute auf rund 100 Millionen Kronen gekommen wäre. Daher wandte sich der Pfarrer, durch Zeitungsberichte angeregt, am 7. August versuchsweise an eine ausländische Glockengießerei, an die Gebrüder Ulrich zu Rempten im Allgäu mit einer zweiten Gießerei zu Apolda in Thüringen, wozu sie am 15. Mai 1922 noch die Gießerei Fritz Hamm in Augsburg übernommen hatten, sodaß sie die größte Glockengießerei Deutschlands als Hofglockengießerei und Lieferantin Sr. Heiligkeit Pius XI. vorstellten. Damals konnten sie auf einige Gelläute in Borarlberg verweisen. Später bekamen sie auch aus Tirol mehrere Aufträge; ein ganzseitiges Inserat im „Tir. Anzeiger“ 1923, Nr. 113 vom 19. Mai nennt Sautens, Landeck, Stanz, Nassereith und Dormitz, Weerberg, Weisenbach und Wiesing. Am 5. Mai 1923 war in ihrem Werke zu Apolda die größte Glocke Westeuropas für den Dom zu Köln mit 500 alten Zentnern (24.500 Kg.) gegossen worden. Mit

deutscher Gründlichkeit lief schon unter dem 10. August ein Schreiben ein nebst 2 Lieferungsverträgen, einem für schwere Rippe mit Gesamtgewicht 3550 Kg., das Kilo 270 Mark, daher Gesamtpreis 958 Mark, und einem zweiten für leichte Rippe mit 3090 Kg. um 834.300 Mark. Beide Verträge trugen bereits die Unterschrift der Firma und wurde um telegraphische Entscheidung ersucht. Wieder wurde eine gemeinschaftliche Sitzung der Gemeinderäte für Sonntag den 20. August beschloffen, welche aber von den Burgfriedenern überhaupt nicht besucht wurde. Leisach erklärte sich unter dem Einflusse des Komitees mit dem deutschen Offerte einverstanden, aber Burgfrieden brachte in eigener Sitzung am 22. August die Bestellung zum Scheitern, indem es jetzt erklärte, zuerst müsse die Kirchenrestauration vollendet und eine bessere Wirtschaftsordnung eingeführt werden! Man halte bei Bewertung der Mark mit 70 Kronen um rund 60 Millionen mit den Nebenauslagen für Fracht und Zoll auszukommen gehofft; nun war diese Hoffnung und überhaupt die Hoffnung, mit reinen Gemeindegeldern zu Glocken zu kommen, bis auf weiteres begraben. Daß es ein Unglück war, diese Firma durchfallen zu lassen, wollen wir nachträglich nicht behaupten; wir hörten später, daß sie mit mehreren Innsbrucker Pfarrern Prozesse wegen Mehrkosten gehabt habe. Herr Grafmayer hatte uns untern 8. August wissen lassen, daß er einstweilen wegen Materialmangel und Arbeitsüberhäufung keine neuen Aufträge übernehmen könne. Ganz zur Ruhe kam die Glockenfrage aber doch nicht. Die Glocken sind ja seit mehr als tausend Jahren unerfessliche Seelsorgshelfer, wahre Prediger und Katecheten mit ehernem Munde, die Jungen des hl. Geistes, die Posaunen der streitenden Kirche. Sie sind aber auch, abgesehen von der Religion, eine nützliche, unentbehrliche Einrichtung; „selbst herztas, ohne Mitgefühl“ leihen sie ihre metallenen Jungen dem Schicksale, wecken in der Menschen Brust die edelsten Gefühle, wecken am Morgen zum „bet' und arbeit“, verkünden die Zeit, mahnen zu deren Benützung. Darum blieben neue Glocken eine Herzensangelegenheit nicht nur des Pfarrers, sondern auch der Pfarrengemeinde. Sie wurden mit der Zeit aber auch zur Ehrensache, denn allenthalben belebten sich die Tüme mit Glocken von Prägraten bis Hallbrunn, von Arnbach bis Nikolsdorf. In Tristach war Glockenweihe in der Fasten 1921 und am Ostermontag 1924; 1922 waren Glockenweihe in Grafendorf am 10. Juni, in Oberflenz (die erste) am 16. Juli, in Prägraten am Annatage durch Herrn Professor Dr. Josef Resinger, in Außervillgraten und Aßling durch den hochwürdigsten Herrn Prälaten Bernhard Haller von Neustift am 10. und 27. Oktober. 1923 erhielten neue Glocken Benzendorf und Panzendorf; am 25. Februar (zweiten Fastensonntag) weihte ein Ortskind, Propst Dr. Josef Weingartner von Innsbruck, sechs neue Glocken für Dölsach; am 25. Juli war Glockenweihe in Nikolsdorf und am 28. in St. Jakob in Defereggau; am 9. September war

Die zweite Glockenweihe im vielbesuchten Luggau, am 26. September Einzug der schon geweihten Glocken in Birgen; am 25. Oktober weihte Msgr. Gottfried Stemberger, Dekan von Lienz, neun neue Glocken in Sillian und tags darauf der hochwürdigste Fürstbischof Johannes das neue Geläute von Sertn. Bischof Sigismund Waig fuhr eigens von Wien nach Matrei, um dort am 22. November die Glockenweihe vorzunehmen. Nußdorf hatte 1923 seine zweite Glockenweihe. 1924 war am 20. März im kleinen Bannberg Glockenweihe; 1925 war am Mittwochs, 20. Mai, Einzug und Aufzug von 4 Glocken in Amlach; am 26. Mai die großartige Weihe von 13 Glocken für Anras, Ach, Nied und Mittelwald, am erstgenannten Orte durch den Fürstbischof Johannes von Brixen. Der Neustifter Prälat weihte die Glocken für Junerölsgraben. Das ganze Nektal samt Deferegggen und Kals war schon glockenvoll, nur Leisach nebst Lavant und Nütztilllach noch glockenleer. Wem es da nicht selbst einfiel: Was diese und jene gekonnt, warum nicht auch ich?, dem jagten es gelegentlich bei Begräbnissen oder Blttgängen liebe Nachbarn. Man fing an, sich über das klägliche Geläute zu schämen.

An vielen Orten fanden allerlei Veranstaltungen statt, um das nötige Glockengeld zusammenzubringen, vor allem Hausstammungen, auch Glückstöpfe, Theater, Konzerte. Rührende Opferwilligkeit war oft zu verzeichnen. Holz, Groß- und Kleinvieh, altes und neues Geld wurden zu Glockenspeiße. In Leisach versagten diesmal Opferinn und Gemeingeist. Man wollte nicht den Gemeinden das Verdienst schmälern oder man fürchtete doch, mehr zu geben als ein anderer, vielleicht gar ein besserer und gab lieber gar nichts. In den maßgebenden Kreisen siegte die Meinung, es sei die beste Verteilung der großen Kosten, wenn die Glocken zur Gänze von den Gemeinden bestritten werden und man solle noch solange zuwarten, bis die Gemeinden dazu instande seien. Nichts wissen wollte man von Stahlglocken, wozu die Gebrüder Ulrich ihre Schwesterfirma Ulrich & Wenle, Stahlglockengießerei in Apolda und Kempten, auch Bockenem am Harz, empfahlen. Ein Prospekt zu Stahlglocken kam auch von Philipp Hörz in Ulm — Amlach geriet einmal in Gefahr, von dort zu bestellen. Insbesondere befürwortete aber Herr Musikdirektor Vinzenz Soller Glocken aus Böhlerstahl aus der Gußstahlfabrik in Krapfenberg wäumlens. Außer Glanz (s. „L. Nachr.“ 1920, Nr. 49 vom 3. Juli) ist uns in Östtirol keine Stahlglocke wissentlich. Mochten letztere auch wirklich nur ein Fünftel oder gar ein Sechstel von Bronzeglocken kosten, so wollte man doch vor allem sicher dreingehen und einen gemütvollen Ton haben. Einzelne redeten von einer großen Glocke aus Stahl aus dem Grunde, damit bei einer neuen Glockenabnahme der Bronzeglocken wenigstens die große Glocke aus Stahl zurückbliebe. Doch schien solche Vorsicht zu weitgehend. Auch andere Vorschläge fanden wenig oder keinen Anklang, z. B. zu Neujahr 1922 von Abfattersbach zwei abgebaute Glöcklein mit 150 und 72 Kilogramm zu

kaufen. In ernstlichere Ermägung gezogen wurde aber im Herbst 1923 der Gedanke, von Luggau die abgebaute b- und es-Glocke mit 310 und 142 Kilogramm um 21 Millionen Kronen als Nothelferinnen zu kaufen; doch lehnte die Gemeinde Leisach klug ab, besonders weil sich bei Klerus und Volk das Urteil gebildet hatte: Kutlerglocken möchten wir nicht geschenkt! Anders wäre es gewesen, wenn das Kasser Geläute wirklich angefeilt worden wäre; denn Szabo-Glocken, wie Kals hat, hört man nur loben. Doch wurde dos Gerede, daß dieses Geläute veräußert wäre oder würde, weil es den Kalsern zu wenig gewichtig sei, nicht ernst genommen. Verschmäht wurde auch stets der Vorschlag, welchen im Jahre 1919 selbst Grafmahr machte, die Glockenbestellung auf zwei Partien zu verteilen, wie es viele Orte taten, z. B. Nußdorf, Triftach. Die alte große Glocke wog ja nur 48 Kilogramm weniger als ihre drei Schwestern zusammen, nämlich 1325 Kilogramm gegenüber 1373. Aber man wollte alle Glocken zugleich haben und insbesondere durchaus nicht die große missen; die Meinung, daß die große Glocke ein Luxus sei, welchen man sich nicht mehr leisten könne und dürfe, blieb ganz einzelt.

So verstreichen mehr als 7 Jahre mit vergeblichen Wiederbelebungsversuchen. Umsonst kamen vorzu schriftliche und mündliche Anträge von Grafmahr und Oberascher, Samassa und Szabo (der Reisende im August 1924), Krupp in Berndorf (vertreten durch Heinrich von Rosthorn am 16. März 1924), Kutter und Pfundner, Oberösterreichischer Glockengießerei St. Florian bei Linz (1917 gegründet), auch Luigi Colbachini in Trient. Nur Hahn und Adler in Neutte übersehen uns. Eine eigene Verwandtnis hatte es mit dem Offerte von Fr. Hamm in Wien. Es war nämlich dem Pfarrer zu Neujahr 1923 gelungen, einen im Auslande reich gewordenen Leisacher, Herrn Michael Kreuzer, Bauunternehmer in Regensburg, Sohn des ehemaligen Lehrers und Mesners Anton Kreuzer hier, fürs Geläute zu interessieren. Derselbe ließ sich alle für die Glockenbestellung dienlichen Daten übermitteln und fing mit dem Glockengießer Hamm in Regensburg zu unterhandeln an. Leider fiel gerade in jene Zeit die größte Markentwertung und blieb von diesem Glockentraum nichts übrig, als daß Hamm in Regensburg seinem Bruder in Wien, der schon mehrere Geläute ins Simtal (Krum, Kematen, Oberhofen, Weer usw.) geliefert hatte, auch den Leisacher Auftrag zuschützen wollte. Als Herr Kreuzer im vorjährigen Herbst ein zweitesmal ausgegangen wurde, waren gerade alle seine Barmittel durch die Neugründung eines Zementwerkes dringend in Anspruch genommen. Inzwischen ging aber die Vorbedingung der Burgfriedener für die Glockenbeschaffung in Erfüllung: die durch den Krieg in ungeahnte Länge gezogene Inneuerstaurierung der Kirche wurde endlich glücklich unter großen Geldopfern der Gemeinden vollendet. Im Laufe des Jahres 1923 wurden die von Wassermann in Welsberg 1913 begonnenen eichenen Kirchenstühle mit flachgeschnittenen Dochern

nebst 2 prächtigen Chorstühlen nach Zeichnung des Herrn Karl Untergasser in Grafendorf von Herrn Tischlermeister Josef Rauchegger in Lienz fertigestellt und eingeseht und am hl. Abend 1923 bescherte uns das Christkindlein den rechten Seitenaltar, den viel bewunderten Tiroler Bauernheiligenaltar, das letzte Kunstwerk des am 17. Oktober 1923 in Hall abgelebten Meisters Josef Bachlechner und das Jahr darauf wieder am hl. Abend den linken Seitenaltar, den reizenden Altar der hl. Familie bei der Arbeit, noch entworfen von Bachlechner, aber ausgeführt von seinem ehemaligen Gehilfen S. Ludwig. Freilich fehlte jetzt erst recht das Geld zu Glöcken, weil schon für die Stühle ungefähr 20 Millionen Kronen Bargeld und für die Altären rund 44, bzw. 26 Millionen Kronen aufgegangen waren und zwar fast ganz zu Lasten der Gemeinden; denn das dem saumseligen Herrn Bachlechner reservierte Kapital war durch die Geldentwertung zu nichts geworden und private Freigebigkeit hätte nun nie mehr ausgereicht. Jedenfalls konnte Burgfrieden nicht mehr mit dem holzreicheren und daher geldkräftigeren Leisach gleichen Schritt halten. Leg-

teres schnitt nun selbst seinerseits, weil vorläufig auf die Mitwirkung der Schwestergemeinde in der Glöckenfrage nicht mehr zu rechnen war, jede nahe Aussicht auf Glöcken aus Gemeindegeldern ab, indem es seinen Waldbreichtum und seine Geldkraft einem andern höchst gemeinnützigen Unternehmen zudachte. Leisach beschloß nämlich am 18. Juni 1924 den Bau einer Hochdruckwasserleitung, welcher schon vor dem Kriege einmal beantragt, damals aber vereitelt worden war. Damit war im vorhinein eine Summe von wenigstens 200 Millionen Kronen gebunden, die dann stark überschritten wurde, und für die Jahre 1924/25 die Glöckenfrage aus den Gemeindegümmern verbannt. Also unvorhergesehen erfolgte 1926 die glorreiche Auferstehung der Glöcken. Den ausführlichen Bericht darüber sparen wir aber auf die nächste Nummer, da Schreiber und Leser werden rasen wollen. Man verzeihe die breite Darstellung; wer sich für Glöcken interessiert, wird ähnliches selbst erlebt oder doch gehört haben; es werden gemischte Gefühle in ihm wach werden und er wird uns die mühselige Zusammenstellung zugute halten.

Tomaburg.

Von Dr. Kamillo Trotter, Innsbruck.

Oberhalb Lienz liegt auf dem Wege nach Oberllenz das ansehnliche Gehöft „Tomaburg“. Woher kommt dieser Name? Verfolgen wir ihn zeitlich rückwärts, so begegnet uns zunächst „Tammaburg, Damerburg“, dann weiter zurück „Damerlizen, Damerbiten, Damerwigen“ bis wir zum Schluß zu „Dobrawitz“ stoßen. Am 27. März 1277 (1) schenkte Ernst „de Dobrawitz“ den Dominikanerinnen in Lienz einen Hof im Eichholz ober Linet. Dieser Ernst taucht am 25. Juni 1242 (2) als Richter der Görzer Grafen von Lienz auf und heißt am 6. Februar 1247 (3) „milles“: er gehörte also zur Görzer Dienstmännenschaft und war unfrei. An der Urkunde vom 12. März 1277 hängt sein wohl erhaltenes Siegel, das eine Art linken Stufeneinschnitt darstellt, wobei die Abstufung sehr niedrig und in das obere Schilddrittel verlegt erscheint. Daß „Dobrawitz“ keine deutsche Ortsbezeichnung sein kann, steht außer Zweifel. Darüber zerbrochen sich frühere Genealogen nicht lange den Kopf und hielten sich einfach an den Vornamen „Ernst“; sie fanden auch einen Burggrafen Ernst mit seinem Bruder Heinrich (4) und der Geschlechtszusammenhang war ihnen — in vollständiger Unkenntnis der damaligen Rechtsverhältnisse — auf einmal ganz klar: Ernst war der Bruder des Burggrafen Heinrich von Lienz. Dies letztere

Wort stand in der Urkunde allerdings nicht bei den Brüdern; aber das verschlug ihnen nicht das mindeste! In Wirklichkeit sind die Brüder Ernst und Heinrich die Briener Burggrafen von Voitsberg und führen ein von den Burggrafen von Lienz und von Ernst von Dobrawitz ganz verschiedenes Wappen; außerdem gehören sie nicht zur Görzer, sondern zur Briener Dienstmännenschaft. Die erstere müßten wir daher zur Erforschung des Dobrawitzers Herkunft heranziehen, wobei der durchaus seltene Vornamen „Ernst“ zu leiten hat. Um 1201 (5) kommt unter derselben ein Ernst von Schönberg und am 28. Mai 1306 (6) noch ein Ernst Schönberger vor. Die Görzer Burg Schönberg gehört — bei Treffen in Krain gelegen — zur Gemeinde Döbernik-Debernice, welcher Gemeinde auch das Dorf Dobrawitz eingegliedert ist; und daher kommt der Name Dobrawitz. Es will scheinen als wenn die Krainer Schönberger, welche erst im 15. Jahrhundert ausstarben, nicht eines Geschlechtes mit dem Dobrawitzer (7) gewesen wären, vielmehr 2 oder mehrere Burgmannengeschlechter auf Schönberg hausten, und eines hiervon in Dobrawitz seinen Besitz gehabt habe, dem dann die obigen Ernste angehören würden, von welchen der 1201 erscheinende, der Vater oder Großvater des Dobrawitzers gewesen sein dürfte.

(1) Dominikanerinnenarchiv Lienz, I. B. 12 (veröffentlicht in den Archiverichten aus Tirol-A IV. 35. 146)

(2) Fontes rerum austriacarum (-fra.) III. 112. 256.

(3) Dominikanerinnenarchiv Lienz I. B. 19 A IV. 32. 123.

(4) April 1215 Mitteilungen h. Inst. f. öst. Geschf. ErggBd. IV. S. 44/5.

(5) Monumenta ducatus Carinthiae III. No. 1502

(6) Schumi Laibach, Archiv II. 272. 101

(7) In meiner, zur Veröffentlichung gelangenden Geschichte der Burggrafen von Lienz und Vlieg wird auch ein Stammesbaum der Dobrawitzer enthalten sein.

Aus dem Sprachleben des Volkes.

Von E. Angerer.

1. Du, Döis und Sie.

Wenn eine Oberländerin ins Hinterbergl heimatet und dann wieder einmal heimkommt zu Besuch, so ermangelt sie nicht, zu erzählen, in was für ein Bärenland sie geraten sei. Die Manderleut seien jochet und die Weibischen hitzen. Beim Kirchengehen schauen einen die Nachbarn an, wie's Kiechle den neuen Sechter; grüßen löl fellen einer und so spehre, daß man nicht wüßt, was drauf sagen. Man gewöhne sich ja an allerhand, aber aus einem alten Lärch zugehakt hätt der Herrgott den ersten Hinterbergler hätt schon. Derentgegen sagen die Hinterbergler, die Oberländer wären hale und ogtschnachige Leut, die jeden Lotter auf der Straße grüßen und zu jedem Niglhäbl „Sie“ sagen. „Sein tat rein nat, es wär gar nie recht!“ entschied das alte Leisacher Weibl, das an der Grenze zwischen Bärenland und Lebensart wohnt.

Mit dem Sie-Sagen ist's so der Brauch: im Oberland sagt man zum Geistlichen Sie, zum Lehrer und zum Doktor, zu frommen Leuten, also auch zu den tsadlern, und besonders zu allem, was irgendwie zur Wattung Behörde gehört.

Zu Vater und Mutter, Nahndl und Nehne, Gote und Güte, und zu alten Leuten sagt man Döis; Kinder und junge Leute sagen's zu älteren Verwandten, auch zu den Hausvätern und Hausmüttern im Dorfe und zu allen, die Anspruch auf die Ehrerbietung der Jugend haben. Du sagen sich Gleichaltrige und Gleichgestellte. Döis wird nicht mit Döis erwidert, sondern mit Du; es ist immer Ehrfurchtsausdruck und gibt dem Verkehr der zweiten Generation mit der vorangehenden auch im alltäglichen Gespräch etwas von jener vernunftgemäßen,

naturvinfachen Unter- und Ueberordnung, die den erwachsenden Menschen mit den Reichen der Väter verbindet und ihm den Schlüssel zu den Schätzen der Tradition gibt.

Döis-sagen (Ihr-sagen) heißt im Hinterbergl „Ihrizn“. Es gibt heut alte Leute, die nie in ihrem Leben Sie gesagt haben. Wozu auch? Neben u, unter einem sagt man Du und ober einem Döis, damit reicht man für alle Fälle. „Sucht ihrez i nemb a ment Di und mein Gwaatter!“ soll der Kaiser seinem Pfarrer versichert haben. Das allerdings ist knapp und man nimmt es heraußen den hintersten Tölderern auch sehr übel, daß sie zu Vater und Mutter (Eho, mei Amme und scho, mei Kite!) Du sagen.

Sobald die Buben vom Militär heimgekommen sind, haben sie neben anderem Schliß auch das Sie-Sagen erlernt gehabt. Aber wenn sie in die Jahre kamen, waren sie wieder aus der Uebung. Dann geschahen Geschichten wie folgendes:

Der Pfarrer will zum See, der hoch oben in den Felsen liegt. Der Weg führt am Ggaasl (Aluhütte) vorbei und im Ggaasl rostet der Pfarrer und jausnet. Dann tritt er vor die Hüttentür und richtet sich zum Aufstiege. „Do aufn wer i gien“, sagt er zum Bauern. „Na, na, eHr Pfarrer,“ widerredet der, „do gien Sie nit, do is zu weit für Ihnen!“ „Nu,“ meint der Pfarrer, „nacher geh i halt do aufn!“ und weist auf den nächsten Steig. „Na, mei Lieber, fell tat i enk nit ruten, do kann is enk woll vergien!“ „Ja, nacher muß i halt do aufn!“ dreht sich der Pfarrer nach der dritten Möglichkeit. „O tamischer Narr!“ schreit der Jagg in hellen Mängsten um seinen Pfarrer, „do kimbsche woll gar nit aufn!“

Dillgrater-Stücklein.

Von E. Angerer.

10. Fhahahn.

Zwischen den Sillianern und den Lienzern sei ein Unterschied, sagen die Dillgrater: die einen lügen schier alles, die andern bloß das meiste. Darum ist ein ehrlicher Dillgrater, der den Leuten glaubt, was sie sagen, bei seinem Eintritt in die große Welt allemal geliefert, so oder so. Und darum geschehen dann so traurige Geschichten wie die da.

Der Dillgrater schnüffelte auf dem Schutzengelmarkt in Lienz nach einem guten Handele noch ein bißchen herum und traf einen Leitertwagen, hochvollgeladen mit -- ja was denn? Große, grüne Geschöpfe Gottes, wie Kugeln, aber länger, gelb gestreift und gestreifelt, hart und mit einer Handhebe. Der Dillgrater griff in den Vorstellungsspeicher seines reichen Geistes und kam zur Annahme, daß er desgleichen schon gesehen hätte. War's heute beim Bahnfahren, unter den großen Plettschen am Rande des Türkenackers, der sich hinter der Pfaunschmitte vorbeidrehte?

„Was schaußt denn so derplumpst?“ rief ihn die Dölsbacherin an, die auf dem grünen Berge thronte. „Was hasche denn da?“ fragte der Dillgrater. Da packt es die Dölsbacherin. „Eselsoa“, sagt sie mit erschütterndem Ernste. Eselsoa! Es blüht nur so aus und ein in des Dillgraters Gehirn: Eselsoer . . . warm pflegen . . . junger Esel . . . Ansteig, rechts ein Schlanggele, und links ein Schlanggele . . . „Wie toire?“ fragt er voll Hinterhältigkeit. „Sechsdreißig Kreuzer . . . weil Du's biß!“ lacht die Dölsbacherin. Er zahlt schwere sechsunddreißig Kreuzer, weil er's ist und trägt den Kürbis heim.

Trägt den Kürbis heim, ist bald gesagt und bis Sillian auch bald getan; aber jetzt stellt sich das Eselso so amich, wie dereinst der Goldklumpen Hansens im Glück, den er von Stufe zu Stufe nieder-tauschte bis zum Wehstein, der in Brunnen fiel. Amich gestellt sich das Eselso; die Handhebe ist ungfähig, auf dem Kopfe trägt man Heu und Garben, auf die Achsel heben, fällt dem Dillgrater just nicht ein; bleibt nichts, als unter den Arm nehmen und mit

dem jeweils freien Arm ein bißchen glenggern, daß er wieder gebrauchsfähig wird.

Kommt Hans im Glück ans Waldbrünnlein und raffet und stellt das große Ei behutsam auf die Moosbank. Unter dem Weg ist ein Insaugl (kleine Rodung); Wiese und ein Kowasacker. Unten und oben ist eine Lucke; ist offen. (Lucke, Einfahrtsöffnung, durch Querstangen abschließbar.) Der junge Wald drunter wächst schon wieder ganz schön her, ist doch erst etliche Jahren alt.

Grad hat der Billgrater das alles ersehen, geht der Kürbis ans dem Gleichgewicht und durch; unter und über, unter und über durch die obere Lucke, in

den Acker, unter und über, unter und über durch die untere Lucke in die Eschuppen, die beim Einfahren einen kleinen Raggler tun. Jetzt, von der walgenden Reise scheint's ist der junge Esel aufgewacht: pflisch! flüht er aus den Eschuppen mit langen Ohren und grauem Buckel, vor lauter jung noch ganz bodenan; hopft hinter dem Zaune hin in Sägen, die eines aufgeschendeten Hasen würdig sind.

Oben hinter der Lucke steht Hans im Glück und schreit, bis der letzte Hasenzipfel dahin ist: „Ihahaha! ihahaha! geh ana! geh ana! Ihahaha!“

Ich weiß nicht, ob er nochher noch die Eierschalen suchen gegangen ist.

Defereggergebirge oder Dillgratergebirge?

Der „Tiroler Anzeiger“ schreibt in seiner Nr. 174 vom 2. August 1926:

Im folgenden soll Klarheit geschaffen werden über einen Gebirgsstock, der zur Gruppe der Hohen Tauern gehört. Gemeint ist der Gebirgsstock, der nördlich von der Schwarzach, östlich von der Isel, südlich von der Drau und westlich vom Antholzer- und Stallerolpbache begrenzt wird. Dieses Alpengebiet erstreckt sich also vom Staller Sattel bis zum Iseltal und zwischen dem Deferegger- und Pustertal. Die ältesten Karten führen nun für den angeführten Gebirgskomplex die Bezeichnung „Deferegger Gebirge“. Mit welcher Berechtigung — das soll hier gezeigt werden. Alle von oben angeführten Gewässern durchflossenen Täler berühren das sogenannte Deferegger Gebirge nur von der Außenseite. Man hätte darum mit der gleichen Berechtigung dieses Gebirge auch Pustertaler Gebirge nennen können oder, wenn man von der Länge der Täler absieht, auch Antholzer oder Iseltaler Gebirge! Ganz anders sieht es mit den Innentälern aus. Das bei Sillian ins Pustertal ausmündende Dillgratertal durchschneidet mit seinen Verzweigungen (Winkel-, Aen- und Kalksteinertal) direkt den Gebirgsstock und halbiert ihn beinahe. Ungefähr von Norden nach Süden durchzieht das bei Welsberg sich öffnende Gsiefertal, das den gleichnamigen Bach mit dem sonderbaren zweiten Namen „Buding“ entsendet, unser Gebirge. Von den größeren Innentälern kämen außer den beiden angeführten noch das Burger-, Willferner-, Michlbach-, Grünalp-, Ironewald-, Bruggerolp-, Ragöken- und Lapertal in Betracht. Da die letzteren Täler fast keine Dauerfied-

lungen aufweisen und für die Form des Gebirgszuges wenig ausschlaggebend sind, müssen wir unwillkürlich dem Dillgratertal den ersten Rang einräumen und nach ihm dem Gebirgsstock den Namen geben. — Der Hauptkamm dieses Gebirges, der in seinen mannigfach verzweigten Formen eine Länge von 38 Kilometer aufweist, beginnt westlich mit dem Gsiefertal und endet östlich mit dem Bösen Weibele. Dieser Kamm entwickelt sich im größeren Umfange nach Süden gegen die Längsachse des Buxertales und nicht nach Norden dem Defereggertale zu. Der Bogen, den der Hauptkamm und die Querkämme (Kerlskopf-, Niepeuspiz-, Hohe Grabs- und Hölbmerkamm) bilden, umschließt hauptsächlich das Dillgratertal. Die Hauptzugangswege zu dieser Gebirgswelt führen ebenfalls vom Dillgratertale aus. Man kann also dieses „Schauergeste“ mit viel größerer Berechtigung „Dillgratergebirge“ statt des Namens „Defereggergebirge“ gewählt. (Bartscheller.) Beda Weber hat in seiner Karte im Führer durch Tirol die Bezeichnung „Dillgrater Berge“. Herders Konversations-Lexikon hat den Namen „Dillgratner Gruppe“ eingeführt. Die wenigen angeführten Beispiele mögen für die Richtigkeit des Namens „Dillgrater Gebirge“ sprechen. — Warum einem Gebirge den Namen geben, der sich bloß durch das mehr bekannte Defereggental mit seinen handelslustigen Einwohnern eingeschlichen hat? Es wäre wohl nicht ganz ohne Bedeutung, wenn wir auf unseren Karten die richtigen geographischen Bezeichnungen, darunter auch die Bezeichnung „Dillgrater Gebirge“ statt Deferegger Gebirge, eingeführt hätten — wäre auch ein Baustein zur Heimatkunde!

Dpus.



Wiener Nachrichten

Wien — Osttirol

Kinder- und Familien-Gruppen



Die „Wiener Nachrichten“ sind das verbreitetste Blatt Osttirols, darum das einzig erfolgreiche Anzeigenorgan des Bezirkes. Die „Wiener Nachrichten“ sind das einzige Lokalblatt der Stadt Wien. Sie werden in jedem Haus gelesen. Die „Wiener Nachrichten“ erscheinen wöchentlich mit dem Amtsblatt des Bezirkes Wien.

Braut-Bilder Vergrößerungen

in moderner Ausführung zu mäßigen Preisen empfiehlt die fotogr. Anstalt

Dina Mariner

normals Unterradne

Lesen Sie die „Wiener Nachrichten“!
Inserieren Sie in den „Wiener Nachrichten“! Wien, Osttirol, Gartengasse 4.

Firma Alois Bichler, Wien

(Bildhauer und geprüfter Steinmetzmeister)



empfiehlt ihr
Lager in

Grabmonumenten,
Gedenksteinen,
Grabplatten und
Einfassungen

zu niedrigen Preisen.

Wandverkleidungen
Möbelplatten

Waschtischaufläge etc.

in jeder Gestaltungsart und Menge.

- Sämtliche Reparaturen prompt und billigst!